

Dokumentation

Kirche ohne Illusionen

Christentum in der Minderheit

Werkstattgespräch am 25./26. November 2022



ERZBISTUM
PADERBORN



Hilfswerk für den Glauben

**bonifatius
werk**

Inhalt

- 4 **Vorwort**
- 6 Einsames Christentum, oder:
Für welche Diaspora entscheiden wir uns? | *Jan Loffeld*
- 11 Kirche und Theologie in säkularen Kontexten
Praktisch-theologische Erfahrungen aus dem Osten
Deutschlands | *Felix Eiffler*
- 16 Wenn Jesus auf den Hoppeditz trifft
Diakonische Pastoral in der Dortmunder Nordstadt
| *Ansgar Schocke*
- 20 Die Lazarusdienste Stralsund
Begleitung und Unterstützung in Grenzsituationen
des Lebens | *Martina Steinfurth*
- 23 Ohne Illusionen, aber mit Hoffnung
Ökumene der dritten Art Lukasevangelium
| *Andreas Fincke*
- 26 Stadtsynode Leipzig 2021
Erfahrungen mit praktizierter Synodalität | *Gregor Giele*
- 30 Christsein in der Minderheit.
Glauben in Schweden | *Dominik Terstriep SJ*
- 39 Neue Formen des Kircheseins
Pionierorte in den Niederlanden | *Martin de Jong*
- 45 **Predigt** von Bischof David Tencer anlässlich der Messfeier
zum Werkstattgespräch „Kirche ohne Illusionen“
- 47 „Bei uns ist Weltkirche auf kleinem Raum“
Interview mit Bischof David Tencer
- 50 „Wir sind in der Wirklichkeit angekommen.“
Eindrücke und Schlaglichter aus der Podiumsdiskussion
- 52 Christentum in der Minderheit.
Entwicklungen und Perspektiven | *Florian Baab*
- 57 **Impressum**

Dokumentation

Kirche ohne Illusionen

Christentum in der Minderheit

Werkstattgespräch am 25./26. November 2022

*Liebe Verantwortliche in der Pastoral,
liebe Leserinnen und Leser,*

Vorwort

die Nachricht ging durch die Presse und sorgte bundesweit für Schlagzeilen: 2022 gehörten rein rechnerisch weniger als die Hälfte der Menschen in Deutschland einer der beiden christlichen Kirchen an. Blickt man dann noch in die Praxis, in das Leben der christlichen Gemeinden und Gemeinschaften vor Ort, so wird deutlich, dass wir Christinnen und Christen in Deutschland schon längst in einer ausgeprägten Minderheitensituation leben. Dieses Leben in der Minderheit ist aber weder ein Schreckgespenst noch eine Wunschvorstellung, erst recht kein Damoklesschwert. Es ist eine Realität. Die Entwicklung hin zu einer Kirche in der Minderheit möchten wir – bei allen schmerzhaften Erfahrungen – aber nicht als Verfall, sondern als Anruf annehmen, die „Zeichen der Zeit“ aufs Neue zu deuten und unter den sich verändernden Rahmenbedingungen neue Wege des gelebten Glaubens in einem säkularen Umfeld zu suchen oder bewährte Wege zu verlebendigen.

Aus diesem Grund sind im November 2022 auf Einladung des Bonifatiuswerkes der deutschen Katholiken und des Erzbistums Paderborn unter dem Leitwort „Kirche ohne Illusionen – Christentum in der Minderheit“ über 40 hauptberuflich und ehrenamtlich Engagierte der Pastoral aus ganz Deutschland und darüber hinaus zu einem Werkstattgespräch in Paderborn zusammengekommen. Sie sind der Frage nachgegangen, welche Zukunft eine „Kirche ohne Illusionen“ angesichts der fortschreitenden Säkularisierung und zahlreicher Krisen in Kirche und Gesellschaft hat. Flankiert von wissenschaftlichen Impulsen haben Menschen von ihren Erfahrungen berichtet, die bereits seit vielen Jahren Kirche in Gestalt einer „kreativen Minderheit“ prägen und erleben: In Nordeuropa, in den Niederlanden, in Mittel- und Ostdeutschland oder in urbanen Regionen Westdeutschlands. Sie alle vereint die Überzeugung, dass die Minderheitensituation nicht nur Abbruch, Verlust und Niedergang bedeutet, sondern ihr – bei allen Problemen – auch ein wertvolles Gestaltungspotential inne liegt, das es zu ent-

decken und zu nutzen gilt. Sie alle geben der Kirche in einer Minderheit ein Gesicht und schaffen Ermöglichungs- und Entdeckungsräume der Begegnung mit Gott und den Menschen. Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes „ansprechbar“ für die Menschen in einem glaubensfremden Umfeld. Ihr Wirken geht oft über das bloße Wort hinaus und konkretisiert sich unter anderem in diakonischen Projekten.

Von diesen Lebens- und Glaubenserfahrungen konnten sich die Teilnehmenden des Werkstattgesprächs in anregenden Begegnungs- und Diskussionsrunden inspirieren lassen und so voneinander und miteinander lernen, was es heißt, Kirche unter veränderten Vorzeichen zu gestalten. Darüber hinaus durften sich die Teilnehmenden auch von der Kreativität, Entschlossenheit und der Glaubensfreude einer Kirche in der Minderheit überzeugen.

Die vorliegende Dokumentation möchte die Ergebnisse, Eindrücke und Erfahrungen des Werkstattgesprächs sichern und an Sie, liebe Leserinnen und Leser, weitergeben. Wir danken allen Autorinnen und Autoren sowie Julian Heese für die redaktionelle Arbeit. Lassen Sie sich – wie die Teilnehmenden am Werkstattgespräch – von der Vitalität einer Kirche in der Minderheit inspirieren. Zugleich bildet diese Dokumentation auch den Ausgangspunkt für eine ausführlichere pastorale und wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem so drängenden und zukunftsweisenden Thema. Christlicher Glaube ist eben mehr als eine Konservendose, deren Haltbarkeitsdatum überschritten ist.

Wir wünschen eine anregende und inspirierende Lektüre!



Monsignore
Dr. Michael Bredeck
Diözesanadministrator des
Erzbistums Paderborn



Monsignore Georg Austen
Generalsekretär und
Hauptgeschäftsführer des
Bonifatiuswerkes

Einsames Christentum, oder: Für welche Diaspora entscheiden wir uns?

Dass das Christentum in Europa zunehmend in eine Minderheitenposition gelangt, ist weder Wunschbild noch Schreckensszenario. Es ist Realität. Dazu lohnt es die Frage zu stellen, welche von Diaspora bzw. Minderheitensituation bereits existiert bzw. welches Kirchenbild wir künftig im Zuge weiterer Erosionsprozesse anzielen wollen. Noch ist gerade in Deutschland Zeit, solche Diskurse und Prozesse aktiv anzugehen.

Wird Christ:in-Sein künftig eine Existenz auf „verlorenem Posten“, in der Fremde, in der Zerstreuung? Um es mit einem Term aus der Migrationsforschung zu sagen: Das Christentum ist in Europa auf dem Weg in eine *majority minority*, es verliert als vormalig dominante Größe seine kulturprägende Monopolposition. Welche Rolle es allerdings einnehmen kann oder möchte, ist noch nicht ausgemacht. Zugleich zeigt sich innerkirchlich, wie es der ehemalige Bischof von Portier, Albert Rouet, jüngst analysierte, eine „Angst, wenige zu sein“ (Rouet, 14).

Angesichts dessen ist der Begriff der Diaspora bzw. der Minderheit differenziert zu betrachten. Bereits seit Jahren zeigt sich, auch in den (noch) mitgliederstarken Kirchen Westdeutschlands eine „Glaubensdiaspora“. Laut dem neuen Bertelsmann Religionsmonitor sind es ungefähr noch 16 Prozent der deutschen Bevölkerung, die sich als bezüglich ihrer

Glaubenspraxis als „sehr religiös“ bezeichnen, von denen sich wiederum ca. 10 Prozent zum Christentum bekennen (Bertelsmann 2022). Eine Allensbachuntersuchung von 2021 analysiert schließlich vergleichbar mit einer aktuellen Schweizer Studie (Stolz 2022) sukzessive, intergenerationelle Phasen der Entfremdung von Glauben und Kirche: „Man bekommt den Eindruck, dass sich die Erosion des Christentums in drei Stufen vollzieht: Zuerst verlieren die Menschen den Glauben an die wesentlichen Inhalte des Christentums. Dieser Prozess ist inzwischen weit fortgeschritten, nur noch eine Minderheit bekennt sich zu den zentralen Inhalten der christlichen Lehre [...]. Erst nach dieser inneren Abwendung folgt in einem zweiten Schritt der Kirchenaustritt. [...] Der dritte Schritt ist die Abwendung von der christlichen Kulturtradition, doch diese wird auch ohne die religiöse Fundierung zumindest eine gewisse Zeit lang weitergepflegt und wertgeschätzt.“ (Petersen)

Die Glaubensdiaspora ist daher in den meisten Fällen die Phase vor der institutionellen Distanzierung. Der Übergang zur letzten Phase, einer sichtbaren Abwendung von der christlichen Kulturtradition, hat sich Mittel- und Ostdeutschland schon länger vollzogen und ist in Nachbarländern wie den Niederlanden bereits in vollem Gange.

In dieser Situation des Rückgangs, der sich in unterschiedlicher Geschwindigkeit in ganz Europa ereignet, offenbaren sich insbesondere im deutschen Sprachraum die einzelnen Positionen zugrundeliegenden religionssoziologischen Paradigmen. Denn es macht durchaus einen Unterschied, von welchem theoretischen Standpunkt aus Entwicklungen bewertet werden. Dazu lohnt ein kurzer Blick auf die Klassiker der Religionssoziologie.

Liegt einer Position die *individualisierungstheoretische Annahme* zugrunde, dann geht es insbesondere darum, die individualisierte Religion wieder stärker kirchlich zu binden bzw. theologisch und pastoral von ihr zu lernen. Hier ist das verortet, was Michael Ebertz als ein Seelsorgeverständnis im Sinne einer „Institutionensorge“ meint (Ebertz 2021). Häufig verbirgt sich dieses Verständnis auch hinter Optimierungsforderungen: Nur wenn sich die Institution ändert, kann sie die frei flottierende, individualisierte Religion wieder integrieren. Als Religion wird dabei allerdings jegliche Form der Selbsttranszendierung definiert. Auch jene, die ohne einen festen oder auch nur optional-lockeren Transzendenzbezug auskommt. Liegt ein *markttheoretisches* Paradigma vor, soll der religiöse Markt durch ein neues Produktimage oder mithilfe von Prozessen der Markenentwicklung erschlossen werden. Im Falle eines *säkularisierungstheoretischen* Ausgangspunktes, der in den letzten Jahren wieder an empirischer Evidenz gewonnen hat, sieht man den Rückgang nicht nur auf institutioneller

Ebene, sondern vor allem im Bereich der Glaubenssitem, was dann unmittelbare Folgen für die institutionelle wie ideelle Verortung des Christentums in einer Gesellschaft bzw. Kultur hat. Religion ist hier substanziell, etwa inklusiv eines personalen Gottesbildes verstanden.

Sicherlich, keines der skizzierten Paradigmen existiert in der Praxis noch in Reinform. Dennoch können sie als schöne Matrix für die Einordnung von Lösungsvorschlägen dienen. Für die ersten beiden Modelle zeigt sich die Kirche als Institution oder Glaubensgemeinschaft als Ort der notwendigen Veränderung, um das Problem zu adressieren und ansatzweise Verbesserungen herbeizuführen. Für eine säkularisierungstheoretische Perspektive steht die Frage im Vordergrund, welche Relevanz und Wirkkraft der Glaube im Leben heutiger Zeitgenoss:innen sowie einer ganzen Kultur hat. Dabei wird nicht übersehen, dass Prozesse der Individualisierung bzw. Singularisierung in einem lebendigen Wechselspiel mit der persönlichen Bedeutung des Glaubens stehen. Strittig ist allenfalls, was etwa historisch zuerst erfolgte. Ebenso erweist sich empirisch der kirchlich gebundene Glaube als am meisten erosionsresistent. Daher bleibt



Jan Loffeld,
Professor für Praktische
Theologie und Leiter des
„Department of Practical
Theology an der Religious
Studies“ an der Tilburg
University School of Catholic
Theology in Utrecht
(Niederlande)

die Kirchenfrage auch bezüglich potenzieller Optimierungen bzw. Reformen weiterhin relevant.

Das Diaspora- oder Minderheitenthema verortet sich in diesem letzten, dem säkularisierungstheoretischen Paradigma. Dabei geht es keinesfalls um eine als universal und linear gedachte Entwicklung, sondern vielmehr um ein kontextualisiertes Säkularisierungsverständnis, das eine Wieder- oder Neubelebung von Glaubensvollzügen durchaus zur Kenntnis nimmt. Allerdings geschehen diese inmitten komplexer Transformationsprozesse, die gerade im Generationenvergleich auf ein Stadium zulaufen, in dem die meisten Mitglieder einer Landesbevölkerung konfessionslos und religiös weitestgehend indifferent sind. In den Niederlanden ist dies bereits der Fall. Eine Umfrage aus dem Jahr 2022 wollte herausfinden, was den Menschen „Buiten Kerk en Moskee“, die außerhalb der Kirchen und Moscheegemeinschaft leben, wichtig ist. Die Ergebnisse zeigen, dass hier keine privat- oder individualreligiösen Praktiken oder Vorstellungen anzutreffen sind, ja noch nicht einmal mehr die Frage nach dem Lebenssinn oder sonst eine existentielle Suchbewegung. (Sociaal en Cultureel Planbureau, 151).

Diese Studie gibt, wie auch weitere aus Deutschland und der Schweiz, der säkularisierungstheoretischen Annahme Aufwind: Religion, zumindest wie man sie christlich versteht, existiert innerhalb einer gemeinschaftlichen bzw. institutionellen Verortung und verflüssigt sich außerhalb – wenn nicht sofort,

dann zumindest intergenerational. Dabei ist eine Beobachtung interessant, die der Leipziger Religionssoziologe Gert Pickel in den Diskurs eingebracht hat: Minderheiten stabilisieren sich, nachdem sie einmal die Talsohle erreicht haben (Pickel 2019; ebenso Kaufmann 2022). Er stellt dies für Mittel- und Ostdeutschland fest, in den Niederlanden ist dies infolge aktueller Studien bei der protestantischen Kirche ebenfalls sichtbar.

Fragen, die sich in diesen Zusammenhängen stellen, könnten folgende sein: Wie wollen wir den Weg in Situationen immer dominanter werdender Diasporaerfahrungen und -szenarien gestalten, ihn – etwa pastoraltheologisch – begleiten? Welche Szenarien sind realistisch, denkbar, möglich? Akzeptieren wir die empirisch breit erwiesene Realität oder erhoffen bzw. projizieren wir eine „Wiederkehr der Religion“ mitsamt christlicher Kirchen in der Rolle gesellschaftlicher Mittelfeldspieler:innen?

Der Brüsseler Kardinal Jozef de Kesel betont in seinem letzten Buch „Glaube und Religion in einer säkularen Gesellschaft“ (De Kesel 2021), dass sich die Kirche nur dann im Kontext einer säkularen Kultur niederlassen kann, wenn sie akzeptiert hat, dass sie in einer Minderheitenposition ist. Ein kirchlicher Schmollwinkel, so De Kesel, helfe niemandem. Wenn die Kirche allerdings immer wieder auf das Selbst- bzw. Fremdbild einer „kulturellen Säule“ zurückgreift, dann werden alle Versuche, eine einladende und lebendige Kirche zu werden, unfruchtbar bleiben. Vielmehr

ist sie eine „kreative Minderheit“ und fühlt sich konstitutiv mit der Gesamtgesellschaft verbunden, weil sie gerade mit und in ihr die eigene Identität weiter entwickeln kann. Sie kennt ihren Platz in aller Demut und bringt die eigene Position in die Vielfalt gesellschaftlicher Diskussionen ein, ohne mit einer Überperspektive einer „einzigen Wahrheit“ aufzutreten. Zugleich bleibt sie solidarischer Parteinahme für die Schwachen und in prekäre Situationen geratene Menschen jeder Weltanschauung offen. Das Ziel ihres Einsatzes teilt und verbindet sie mit allen: eine menschenwürdige Gesellschaft. Dieser Ansatz einer „Kreativen Minderheit“ de Kesels liest sich vergleichbar mit den Visionen des Magdeburger Bischofs Gerhard Feige (Feige 2019), aber auch mit evangelischen Perspektiven, die in einem Gesamtprozess protestantischer Kirchen auf europäischer Ebene entwickelt worden sind (CPE Study Document). All diese Perspektiven lassen sich mit einem Adjektiv zusammenfassen: inklusiv. Sie sehen die eigene, sich in eine Diasporagemeinschaft transformierende Glaubensgemeinschaft als stets konstruktiven Teil des Ganzen, der sich im reziproken Austausch vollzieht.

Dem gegenüber stehen Konzeptionen einer „kreativen Minderheit“ die sich exklusiv versteht. Sie rekurrieren auf das Konzept des britischen Historikers Arnold Toynbee (1899-1975) aus dessen Opus Magnum „A Study of History“ (1934-1961). Hierin analysiert Toynbee den Auf- und Abstieg verschiedener Kulturen durch die Geschichte hindurch.

All diese Zivilisationen standen an bestimmten Punkten vor neuen, mit bisherigen Strategien unlöslichen Herausforderungen (Klimaveränderungen, Krieg, Ökonomie, Pandemien). Für die Lösung dieser neuen Probleme wurde schließlich häufig auf die Ressourcen jener kreativen Minderheiten zurückgegriffen. Allerdings ist dieses Konzept sehr deutlich von einem Kulturpessimismus, um nicht zu sagen vom Bild kultureller Dekadenz auf der kulturhistorischen Linie Arnold Spenglers bestimmt. Es passt sicherlich zum Selbst- und Fremdbild kirchlicher Hierarchie, wie es sich im Zuge nachkonziliarer Enttäuschungen bzw. Nicht-Entsprechungen zwischen Kirche und Lebenswelten entwickelt hat. Für Benedikt XVI. ist daher die „Creative Minority“ die Zwischenform zu einer neuen Christianisierung (hier ist explizit nicht von Evangelisierung die Rede). Sie ist einerseits diakonisch, dialogisch und bildend angelegt, wird andererseits bezüglich des Glaubensgutes weitgehend exklusiv verstanden. Der Kontext spielt keine maßgebliche Rolle bezüglich theologischer Erkenntnisse. Die derzeitige Weltlage des Christentums wird vielmehr als Zwischenstation aufgefasst und insbesondere die katholische (!) Kirche als Speicher, der für die Errichtung einer irgendwann notwendigen neuen Weltgesellschaft die dann notwendigen Ressourcen bereithält. Dabei entsteht allerdings die Frage nach der Rolle des inklusiven ekklesiologischen Selbstkonzepts, wie es das Zweite Vatikanum grundgelegt hatte, besonders angesichts einer Ökumene auf in-

nerchristlicher, interreligiöser und säkularer Ebene.

Wie so häufig stehen sich also auch bei der Frage nach der Gestalt eines künftigen Minderheitenchristentums eine inklusive und exklusive Vision gegenüber. Vermutlich wird es wenig ertragreich sein, sich angesichts dessen in den üblichen Straßengraben zu verschanzen. Vielmehr ließe sich versuchen, von bereits gelebten Praktiken in Ländern bzw. von Orten zu lernen, in bzw. an denen das Christentum bereits in der Minderheit ist oder niemals eine Mehrheit war: Skandinavien, den Niederlanden, Mittel- und Ostdeutschland oder den urbanen Gebieten Westdeutschlands. Eine in Kürze erscheinende Publikation des Bonifatiuswerkes dokumentiert ein Werkstattgespräch, das genau dies wollte. Ein Ergebnis unseres Werkstattgesprächs, das sich auf den folgenden Seiten dokumentiert findet, ist: Die Realität ist meistens vielfältiger als theoretische Konzepte. Oder sie legt andere Aspekte dazu. Etwa, dass es – wie bei den evangelischen Pionierorten in den Niederlanden – Pionier- und Unternehmmergeist braucht, um sich inmitten neuer Koordinaten aufzustellen. Und dass Scheitern und Aufhören essenziell dazu gehören.

Der Weg in eine neue Diaspora bleibt herausfordernd – ihn nur geschehen zu lassen, zu leugnen oder seine Gestaltung anderen zu überlassen, wäre allerdings mehr als fahrlässig.

Literatur:

- Bertelsmann Religionsmonitor, <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/unsere-projekte/religionsmonitor/> [30.01.2023]
- K. Bracht / T. Söding (Hg.), *Diaspora und Sendung. Erfahrungen und Auftrag christlicher Kirchen im pluralen Deutschland*, Leipzig 2020.
- CPE Study Document to the Define Situation of Protestant Churches in a pluralist Europe, Wien 2019.
- CBS (<https://www.cbs.nl/nl-nl/nieuws/2022/51/bijna-6-op-de-10-nederlanders-behoren-niet-tot-religieuze-groep>) [30.01.2023]
- De Kesel, Jozef, *Geloof en godsdienst in een geseculariseerde samenleving*, Antwerpen 2021.
- Feige, Gerard, *Anders katholisch. Vom Mut zum kleinen Weg*, Freiburg/Brsg. 2019.
- Ebertz, Michael N., *Am toten Punkt. Wozu noch Seelsorge*, in: LS 72 (2021), 429-432.
- Kaufmann, Franz-Xaver, *Katholische Kirchenkritik*, Luzern 2022.
- Petersen, Thomas, *Gehört das Christentum noch zu Deutschland?* in FAZ (22.12.21) (<https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/christen-vielleicht-keine-mehrheitmehr-abkehr-der-kulturtradition-17695452.html>) [30.09.22].
- Pickel, Gert, *Zwischen Säkularisierung und Pluralisierung. Neue religionssoziologische Erkenntnisse*, in: Kläden, Tobias (Hg.), *Kirche in der Diaspora. Die Keynotes der Pastorale Magdeburg 2019* (Kamp kompakt Bd. 8), Erfurt 2020.
- Rouet, Albert, *Erstaunter Glaube. Dank an die religiös Uninteressierten*, Ostfildern 2022.
- Sociaal en Cultureel Planbureau, *Religie in een pluriforme samenleving. Diversiteit en verandering in beeld. Deel 3: Buiten kerk en moskee*, Den Haag 2022, vgl. <https://www.scp.nl/publicaties/publicaties/2022/03/24/buiten-kerk-en-moskee> [30.01.2023].
- Stolz, Jörg / Bünker, Arndt et al. (Hg.), *Religionstrends in der Schweiz. Religion, Spiritualität und Säkularität im gesellschaftlichen Wandel*, Wiesbaden 2022.

Kirche und Theologie in säkularen Kontexten

Praktisch-theologische Erfahrungen aus dem Osten Deutschlands

Der Titel der Tagung verweist auf die neue Situation, in der sich die beiden großen Kirchen in Deutschland seit dem Jahr 2021 befinden: in der Minderheit. Dies mag für die Geschichte der katholischen und der evangelischen Kirche in Deutschland ein tiefer Einschnitt sein, aus meiner ostdeutschen Perspektive würde ich jedoch sagen: Willkommen in unserer Wirklichkeit (die übrigens noch säkularer ist!).¹

Betrachtet man die religionssoziologische Entwicklung, so wird deutlich, dass sich die kirchlich-religiöse Situation Westdeutschlands derer im Osten des Landes zunehmend annähert – wenngleich das noch ein weiter Weg ist.² Man kann daraus die Konsequenz ziehen, dass der Osten Deutschlands als Erpro-

bungsraum für das gesamtdeutsche kirchliche Leben der Zukunft dienen kann. Was hier (Ost) geschieht und wie die Kirche damit umgeht, kann dort (West) helfen, mit ähnlichen Herausforderungen zurecht zu kommen und vitale und resiliente Ausdrucksformen von Kirche zu entwickeln und zu fördern.

Ein erster Schritt, um in einem säkularen Umfeld Theologie zu treiben und Kirche zu entwickeln, besteht in der Wahrnehmung des Kontextes also dem Zuhören und Hinschauen.³ Diese spezifische Haltung habe ich v. a. von der ›Church of England‹ gelernt. Aufgrund der Bereitschaft – sowohl auf den gesellschaftlichen Kontext als auch auf die kirchliche Sendung zu hören – sind dort in den letzten 20 Jahren zahlreiche innovativ-kontextuelle Ausdrucksformen von Kirche entstanden, die unter dem Stichwort ›fresh expressions of Church‹⁴ (fxC) bekannt wurden.

- 1 Zur religionssoziologischen Beschreibung von ›Ostdeutschland‹ als eigenem Kontext vgl. Stahl, Benjamin: Veränderungen und Entwicklungsmöglichkeiten des Pfarramts im ländlich-peripheren Ostdeutschland, Göttingen 2022, 54-62 und 83-96.
- 2 Vgl. Bertelsmann Stiftung: Religionsmonitor kompakt: Die Zukunft der Kirchen – zwischen Bedeutungsverlust und Neuverortung in einer vielfältigen Gesellschaft. Ergebnisse des Religionsmonitors 2023 – eine Vorgeschau, Gütersloh 2022. Vgl. auch Pickel, Gert: Gesellschaft – Christentum – Theologie 2040. Empirische Daten und Prognosen; in: Schröder, Bernd (Hrsg.): Pfarrer oder Pfarrerin werden und sein – Herausforderungen für Beruf und theologische Bildung in Studium, Vikariat und Fortbildung, Leipzig 2020, 157-176.

- 3 Zur Einführung in das Thema ›Kontextualisierung‹ vgl. Eiffler, Felix: Kirche für die Stadt. Pluriforme urbane Gemeindeentwicklung unter den Bedingungen urbaner Segregation (BEG Band 29), Göttingen 2020, 36-57.
- 4 Vgl. Herbst, Michael: Mission bringt Gemeinde in Form. Gemeindepflanzungen und neue Ausdrucksformen gemeindlichen Lebens in einem sich wandelnden Kontext, Neukirchen-Vluyn 2006 und Pompe, Hans-Hermann / Todjeras, Patrick / Witt, Carla J.: Fresh X – Frisch. Neu. Innovativ. Und es ist Kirche, Neukirchen-Vluyn 2016.

Diese zwei ›Hörrichtungen‹ sind für meine Arbeit als Theologe im ostdeutschen Kontext wichtig geworden. Das bedeutet konkret: Vor dem Hintergrund der göttlichen Sendung (*missio Dei*⁵) die Sendung der Kirche zu reflektieren und zu fragen, was denn der besondere Auftrag und der spezifische Inhalt dieser Sendung für die Kirche der Gegenwart bedeutet und wie er kontextadäquat Ausdruck finden kann. Damit man diese Frage beantworten kann, bedarf es wiederum einer guten Wahrnehmung und Kenntnis des je vorfindlichen Kontexts. Dies ist aus mindestens zwei Gründen sinnvoll: Erstens ist die göttliche Mission hochgradig kontextuell: Gott wird Mensch und lässt sich äußerst nachhaltig auf den ›Kontext‹ menschliches Leben ein. Zweitens würde eine Beantwortung dieser Frage ohne Kenntnis der Bedingungen des Kontextes an der Lebenswirklichkeit der Menschen vorbei gehen.

Mein Kontext war lange Zeit die Region Vorpommern zwischen den Inseln Usedom und Rügen. Als Mitarbeiter am ›Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung‹ (IEEG) der Universität Greifswald spielte der Kontext für mich stets eine wichtige Rolle, da mir die nordostdeutsche Wirklichkeit die Dringlichkeit missionstheologisch-kontextueller Fragen vor Augen stellte, denn weniger als 20 % der Bevölkerung Mecklenburg-Vorpommerns sind Mitglieder der evangelischen oder katholischen Kirche (2018: 18,2 %). In meiner neuen Heimat Sachsen-Anhalt

sind es sogar noch weniger: 2018 waren es 15,3 % – der geringste Wert in ganz Deutschland.⁶

Betrachtet man diese kirchliche Wirklichkeit vor dem Hintergrund der Sendung Gottes –also der Menschwerdung Gottes aus Sehnsucht nach seinen Geschöpfen – so stellt sich folgende Frage: Wie wird die Kirche als Gesandte Gottes ihrem Auftrag der Kommunikation des Evangeliums unter den Bedingungen wachsender Entfremdung zwischen Kirche und Gesellschaft gerecht? Oder anders gefragt: Hat die Kirche nicht auch einen Auftrag für diejenigen Menschen, die lange keinen oder noch nie einen Kontakt zu Evangelium und Kirche hatten? Wenn man diese Fragen bejaht, dann muss man daraus Konsequenzen ziehen und nach Wegen suchen, die Entfremdung zwischen der Kirche (und ihrer Botschaft) und dem Leben vieler (bzw. der meisten) Menschen zu verringern.

Ein möglicher Weg war die Entwicklung und Förderung von fxC in England.⁷ Davon hat sich die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland (EKM) inspirieren lassen und sog. ›Erprobungsräume‹ (EPR) gegründet.⁸ Die EPR sind aus der Erkenntnis entstanden, dass zukünftiges Leben und Handeln der Kirche

5 Für eine Einführung in das Thema *missio Dei* vgl. Eiffler 2020, 205– 244.

6 Vgl. <https://www.bpb.de/kurz-knapp/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61562/kirche-nach-bundeslaendern/> (21.02.2023).

7 Vgl. <https://freshexpressions.org.uk/> (27.02.2023).

8 Vgl. <https://www.erprobungsraeume-ekm.de/> (27.02.2023).

auf vielfältige Weise erst ausprobiert bzw. versuchsweise erprobt werden muss, da nur schwer absehbar ist, wie sich kirchliches Leben in Zukunft gestalten wird. Die EPR haben sieben Kriterien, von denen eines lautet: »Sie passen sich dem Kontext an und dienen ihm.« Das Greifswalder IEEG hat die EPR von 2016 bis 2022 evaluiert und festgestellt, dass die meisten der untersuchten Initiativen diesem Kriterium entsprechen.

Sowohl im Blick auf die fxC als auch hinsichtlich der EPR ist eines deutlich geworden: Um kirchliches Leben zu erneuern und kontextuell zu gestalten, braucht es sowohl eine kirchenleitende Ermöglichung »von oben« als auch die entsprechende Bereitschaft und Fähigkeit von Praktikerinnen und Praktikern Kirche »von unten« entsprechend zu gestalten. Beides muss zusammenwirken und sich bestenfalls ergänzen. Dazu bedarf es kirchlicher Freiräume – also Orte, an denen Kirche auch mal ganz anders gestaltet werden kann, indem man bspw. fragt: Welche kulturellen Hürden müssen beseitigt werden, damit Menschen einen Zugang zum kirchlichen Leben (z. B. Gottesdienst) bekommen? Diese Freiräume gilt es zu schützen, damit sie sich entfalten können. Mit anderen Worten: Innovation muss initiiert, gefördert und geschützt werden.

Um Innovation zu fördern, braucht es zudem die Bereitschaft zur Exnovation – also die intentionale Beendigung von etwas, das Kirche tut und was sie unter Umständen sogar auszeichnet, denn eine Exnovation ist »jede Idee oder Praxis

[...] die entfernt oder angepasst werden muss, damit Raum für neue Innovation(en) eröffnet wird.«⁹ Wenn Kirche sich ihrem zunehmend säkularen Kontext zuwenden möchte, dann muss sie auch fragen, was dieser Zuwendung im Weg steht bzw. was der Kommunikation mit dem Kontext nicht dient. Ohne den Mut, bewährte und überkommene Strukturen und Traditionen in Frage zu stellen, wird es schwer, Neues zu entwickeln und innovativ zu werden.

Der englische Theologe Michael Moynagh – einer der Vordenker der fxC-Bewegung – definiert Innovation für den kirchlichen Kontext folgendermaßen: »Innovation ist die Veränderung der »Spielregeln«, sodass sich Kirche auf neue Art und Weise entwickelt.«¹⁰ Demzufolge kann etwas dann als innovativ be-



Dr. Felix Eiffler
 Leiter der Forschungsstelle
 »Missionale Kirchen- und
 Gemeindeentwicklungs-
 (MKG) am »Center for
 Empowerment Studies
 – Christliches Empower-
 ment in der Säkularität«
 (CES) an der
 Martin-Luther-Universität
 Halle-Wittenberg

9 Holbek, Jonny / Knudsen, Harald: ON THE CONCEPT OF EXNOVATION – A Call for a Rebirth of the Concept, and for Exnovation Theory and Practice, Kristiansand 2020,16: »An exnovation is any idea, practice, or material artifact in the adoption unit that needs to be removed or modified in order to make room for new innovation(s).« (Übersetzung FE).

10 Moynagh, Michael: Church in Life. Innovation, Mission and Ecclesiology, London 2017, 8 (Übersetzung FE).

schrieben werden, wenn es in einem bestimmten (kirchlichen) Kontext die ›Spielregeln‹ ändert. Das bedeutet auch, dass diese Innovation durchaus woanders entwickelt worden sein kann. Demzufolge sind Innovationen Ideen, Verhaltens- und Verfahrensweisen sowie Objekte oder Technologien, »die von den Mitgliedern eines sozialen Systems als neu empfunden werden, egal ob sie ›objektiv‹ neu sind oder nicht.«¹¹ Diese Erkenntnis kann sehr entlastend sein, da man sich nicht jede Neuerung selbst ausdenken muss, sondern von anderen lernen kann. Es ist jedoch wichtig, die andernorts entwickelte Innovation den eigenen Bedingungen anzupassen und selbst wieder zu kontextualisieren, denn: »Eine schlichte Nachahmung würde den besonderen Umständen des Teams keine Rechnung tragen. Selbst wenn das Team eine Idee aus einem anderen Kontext ›borgt‹, muss es für gewöhnlich die Innovation innovieren, so dass sie zur neuen Situation passt.«¹²

Neben der Notwendigkeit der ›Kontextualisierung‹ einer Idee, bedarf es aber noch weiterer Schritte, denn zur Innovation wird eine Idee erst, wenn sie einerseits geprüft (Realitätscheck) und dann auch umgesetzt wird. Matthias Sellmann und Florian Sobetzko beschreiben einen entsprechenden Dreischritt so: Ausdenken (Ideation), Ausprobieren (Applikation) und Ausbreiten

(Diffusion).¹³ Folglich ist eine tolle Idee, die niemand umsetzt, keine Innovation. Ob eine Idee umsetzbar ist, entscheidet sich wiederum nicht zuletzt an den Ressourcen und Rahmenbedingungen vor Ort. Sellmann und Sobetzko schreiben dazu: »Damit kirchliche Innovation entsteht und wirksam wird, braucht es mehr als nur ein freies Beet hier und da: Es braucht – Stichwort Führungskompetenz (AUSFÜHREN) – Zäune, die das Beet schützen (Kannibalisierungseffekte!); es braucht Dünger, damit Neues richtig wächst (Ressourcenzugang), es braucht im pastoralen Sinne nicht nur Erlaubnis zum Innovieren, sondern Sendung und belastbaren Auftrag. Und der besteht nicht in der Kreation von möglichst viel Originalität, sondern in der systematischen Überprüfung von neuen und überkommenen Ideen (AUSDENKEN) auf ihre Brauchbarkeit (ANWENDEN) und ihre Nachhaltigkeit (AUSBREITEN).«¹⁴

Sowohl für Exnovationen als auch Innovationen gilt, dass sie entweder inkrementell, radikal oder disruptiv sind. Inkrementell bedeutet, dass sich eine Veränderung langsam vollzieht, v. a. indem eine bestehende Technologie weiterentwickelt wird. So werden bspw. Computer schneller und Handys bekommen mehr Kameras. Radikal dagegen ist eine (meist künstlich herbeigeführte) Änderung des Status quo – wie z. B. durch die Einführung des Automobils oder das EU-weite Verkaufsverbot für Glühbirnen. Wenn gleich es bei Letzterem einen Vorlauf gab, war das Verbot dennoch ein Ein-

11 Sobetzko, Florian / Sellmann, Matthias: Gründer*innen Handbuch: für pastorale Start-ups und Innovationsprojekte, Würzburg 2017, 64.

12 Moynagh 2017, 11 (Übersetzung FE).

13 Vgl. Sobetzko/Sellmann 2017, 27-43.

14 AaO., 41.

schnitt, jedoch ein geplanter. Disruption hingegen wird nicht immer geplant oder beabsichtigt und beschreibt die Einführung einer Innovation, die zu einer grundsätzlichen Neuordnung eines Marktes bzw. eines Systems führt. Die Einführung von CarSharing stellt bspw. die Autoindustrie vor eine neue Herausforderung: Der Besitz eines eigenen Autos ist für immer mehr Menschen kein anzustrebender Wert mehr. Dies verändert die Regeln des Marktes. Aus Sicht der Industrie ist diese Disruption ungeplant, eher unerwünscht und manchmal sogar unerwartet. Manche Disruption stellt ein System vor so grundsätzliche Herausforderungen und Probleme, dass das System selbst gefährdet ist – man denke an die Einführung des Smartphones, welches herkömmliche Handys (mit Tasten und v. a. zum Telefonieren) fast vollständig ersetzt – und dabei die Firma Nokia von der Marktführerschaft an den Rand gedrängt hat.¹⁵

Meines Erachtens nötigt die fortschreitende Säkularisierung der Gesellschaft die Kirche zu radikalen und sogar disruptiven Ex- und Innovationen. Denn: Wenngleich die Prozesse der Entflechtung von Kirche und Gesellschaft langsam verlaufen, stellt diese Entwicklung die Kirche vor solch tiefgreifende Veränderungen, dass das ›System‹ Kirche (bspw. als staatsanaloge Institution)¹⁶

15 Vgl. dazu aaO., 61–68.

16 Zum Wandel der Kirche von einer staatsanalogen Institution zu einer zivilgesellschaftlichen Organisation vgl. Grethlein, Christian: Probleme hinter den Bemühungen um Kirchenreform: Kirche im Übergang von einer staatsanaloge Institution zu einer zivilge-

selbst gefährdet ist.¹⁷ Sobetzko/Sellmann schreiben: »Kirchenentwicklung benötigt auch disruptive Dynamik.«¹⁸

Man kann diese Disruption bzw. Störung als Krise oder als Chance empfinden. Fest steht: Die Kirchen in Deutschland müssen mit den genannten Herausforderungen umgehen. So oder so. Meines Erachtens liegt darin eine großartige Gelegenheit, wichtige und grundsätzliche Fragen zu stellen. Das betrifft Fragen nach der Sendung bzw. Mission der Kirche. Fragen nach der kulturellen und kontextuellen Passung kirchlichen Lebens und Handelns. Es umfasst aber auch Fragen nach kirchlichen Strukturen und Kommunikationsformen. In gewisser Hinsicht fordert die gesellschaftliche Situation die Kirche auf, sich grundsätzlich mit dem Kern ihres Wesens und ihres Auftrags sowie mit ihrer eigenen Funktion auseinander zu setzen. Meine Hoffnung ist, dass diese Reflexion denjenigen zugutekommt, die noch nie etwas vom Evangelium der Liebe Gottes gehört haben.

sellschaftlichen Organisation, in: Praktische Theologie, Jg. 48 2013 (Heft 1), S. 36–42

17 Dies ist natürlich keine theologische Aussage, welche sich auf die ›verborgene Kirche‹ (Martin Luther) bezieht. Diese Kirche, die Jesus Christus nach Mt 16,18 verheißt, kann selbst von den Pforten der Hölle nicht überwunden werden. Die Ausführungen zu Kirchenentwicklung vor dem Hintergrund von Säkularität, befassen sich mit der sichtbaren Kirche, welche mit Augustin und der Confessio Augustana VIII als ›corpus permixtum‹ bezeichnet werden kann und somit ambivalent und wandelbar ist. Vgl. dazu Eißler 2020, 245–255.

18 Sobetzko/Sellmann, 68.

Wenn Jesus auf den Hoppeditz trifft

Diakonische Pastoral in der Dortmunder Nordstadt

Die Dortmunder Nordstadt ist bekannt für ihre sozialen Herausforderungen und Probleme. Arbeitslosigkeit, Armut und soziale Ausgrenzung sind nur einige Themen, mit denen sich die Bewohnerinnen und Bewohner täglich auseinandersetzen müssen. In dieser schwierigen Umgebung gibt die Pfarrei Hl. Dreikönige Zeugnis vom Evangelium Jesu Christi.

Um die pastorale Situation in der Dortmunder Nordstadt zu verstehen, lohnt sich ein Blick auf die Situation des Stadtteils und die darin lebenden Menschen. In der Nordstadt leben offiziell 59.263 Menschen (Stand 2022) aus 138 Nationen. Davon sind 14.042 Menschen ohne Migrationshintergrund, 12.394 Deutsche mit Migrationshintergrund und 32.827 Nichtdeutsche. Der Bevölkerungsanteil wächst infolge von Zuwanderung und hohen Geburtsraten. Die Dortmunder Nordstadt ist der einzige Stadtteil Dortmunds, indem mehr Kinder geboren werden als Menschen sterben. Der Stadtteil ist geprägt von einer hohen Fluktuation der Bevölkerung. Die zentralen Eigenschaften der Nordstadtbevölkerung sind:

- Sie ist jung!
- Sie ist von Migrant/innen und damit von kultureller Vielfalt geprägt.
- Ein großer Teil der Bevölkerung lebt in materiell prekären Verhältnissen.
- 88 Prozent der Kinder unter zehn Jahren sind Migranten.

Armut und Suchtkrankheiten, Vermüllung und Verelendung sind auf den Straßen sichtbar. Die Arbeitslosenquote liegt bei 28 Prozent. Besonders gravierend ist die Armutsbetroffenheit von Kindern: 55 Prozent der Kinder unter 15 Jahren kommen aus Haushalten, die auf SGB II-Leistungen angewiesen sind.

Die Situation des Stadtteils zeigt sich auch in den Kirchen vor Ort. Zweidrittel der Bewohnerinnen sind weder katholisch noch evangelisch. Der größte Teil der Bevölkerung gehört dem Islam an. Es gibt 28 Moscheen, mehrere Freikirchen. Zur Zeit gibt es noch 7.842 Katholiken. Im Jahre 2012 waren wir noch 10.121. Viele Katholiken verlassen die Nordstadt, sobald ihre Kinder schulpflichtig werden. Wer es sich leisten kann, verlässt die Nordstadt. An jeder unserer fünf Kirchen gibt es mindestens eine fremdsprachliche Gemeinde oder eine Mission. Die Gemeinde schrumpft stetig seit dem zweiten Weltkrieg. Die Gründe sind Kirchenaustritte, Wegzüge oder Sterbefälle. Der Kirchenbesuch liegt bei zwei Prozent. Mit unseren traditionellen Angeboten erreichen wir nur noch wenige Menschen. Die meisten Kirchenbesucher/innen sind über 70 Jahre alt.

Als ich Leiter der damaligen zwei Pastoralverbände mit sechs Kirchen und Gemeinden wurde, hatte ich ein erstes

Taufgespräch. Die Eltern wollten ihr zehntes Kind zur Taufe anmelden. Im Laufe des Gesprächs kamen wir auf die Auferstehung Jesu. Der Vater des Kindes fragte ungläubig nach: Was das zu bedeuten habe, dass Jesus, wenn er doch tot war, aufgeweckt wurde. Ich versuchte es ihm mit einfachen Worten zu erklären, aber ich konnte es ihm nicht verständlich machen. Immer wieder fragte er, wie das gehen kann. Schließlich wurde es seiner Frau zu bunt und sie sagte: „Mein Gott, das ist das Gleiche wie mit unserem Hoppeditz in Düsseldorf. Der lebt in der Zeit des Karnevals und am Aschermittwoch stirbt der! Und dann im nächsten Jahr ist er wieder da!“ Ich war so perplex, dass ich nur antworten konnte: „Oder so!“ Dieses Beispiel zeigte mir deutlich, dass wir in unserer Pfarrei mit der traditionellen Rede und mit den traditionellen Angeboten die meisten Menschen unserer Gemeinde nicht erreichen werden.

Angeregt durch unseren damaligen Erzbischof Hans-Josef Becker, der die Frage „Kirche, wozu bist du noch da?“ den Gemeinden auf dem Weg zum Pastoralen Raum gestellt hat, haben wir im Rahmen der Fusion der sechs ehemaligen Gemeinden zur Pfarrei Hl. Dreikönige in den Gremien, in den Gemeinden und in einem eigens dafür geschaffenen Kompetenzkreis überlegt, was unsere eigentliche Aufgabe noch sein kann und wie wir die Menschen erreichen können. Im Kompetenzkreis haben wir neben dem Pastoralteam und Frauen und Männern aus den Gemeinden Kompetenzträger aus dem Stadtteil dazu eingeladen,

wie z. B. ein Vertreter vom Quartiersmanagement, ein Vertreter des Jugendamtes, usw.! Deutlich wurde, dass unsere zukünftige Pfarrei diakonisch ausgerichtet sein soll und auch darin ihren Schwerpunkt hat. Zuerst haben wir festgestellt, über welche Ressourcen wir verfügen. Wir haben zwar kein Geld und nur wenige Ehrenamtliche, aber wir haben Gebäude, die wir nicht mehr für unser Gemeindeleben benötigen, sind offen für die Nöte der Menschen und gut vernetzt. Zudem wurde festgestellt:

- Es braucht neben den traditionellen Gottesdiensten liturgische und spirituelle Angebote, die die Menschen in ihrer Lebenssituation sehen und sie dort erreichen, wo sie leben – Stichworte sind Selbstevangelisierung und Evangelisierung. „Weltliche“ Gedenktage mit liturgischen Angeboten begleiten, wie z. B. Holocaust-Gedenktag, Valentinstag, Gedenktag der Zinti und Roma, Tag der Drogentoten, Welttag der Armut!
- Es braucht eine Haltung, in der es nicht zu allererst um Missionierung im Sinne von „alle müssen katholisch werden“ geht, sondern es geht darum, dass Menschen spüren, dass sie unabhängig ihrer Lebensführung willkommen und angenommen sind. Es geht nicht darum, dass wir als Kirche alle haben, sondern dass Gott alle hat.



Ansgar Schocke,
Pfarrer der Pfarrei und
des Pastoralen Raumes
Hl. Dreikönige in der
Dortmunder Nordstadt

- Es braucht wirksame, professionelle Hilfen und Förderung für Menschen in schwierigen Lebenssituationen.
- Es braucht eine Offenheit in der Pfarrei gegenüber unterschiedlicher religiöser Glaubenspraxis (konservative und progressive Christen), aber auch den Dialog mit dem Islam, dem Judentum und anderen Religionen. Ebenso braucht es eine gute ökumenische Zusammenarbeit und eine Abstimmung der Angebote. Was die evangelische Kirche oder andere soziale Träger anbieten, müssen nicht auch wir anbieten.
- Es braucht ein gutes Netzwerk mit unterschiedlichen Kooperationspartnern, die sich in dem Ziel einig sind, für eine Verbesserung der Lebenssituation der Menschen im Stadtteil Sorge zu tragen und auch politisch und aktiv handelnd für eine Aufwertung des Stadtteils eintreten. Die Pfarrei nimmt regelmäßig an den Quartierstreffen des Stadtteils teil und ist auch bei Demonstrationen, die nicht unserem Menschen- und Gottesbild widersprechen, sichtbar präsent.
- Es braucht die Bereitschaft vorhandene Ressourcen für Projekte und Gruppen zur Verfügung zu stellen, wie z. B. Räumlichkeiten für Integrations- und Sprachkurse oder die Wohnungslosenhilfe.
- Es braucht pastorale Orte und Leuchtturmprojekte, wie z. B. die Gründungskirche von Borussia Dortmund, die für ein besonderes Fanprojekt umgestaltet wird.
- Es braucht finanzielle Ressourcen, die verlässlich und beständig sind – weg von zeitlich begrenzten Projektförderungen. Ein Projekt, das gut läuft, darf nicht alle zwei Jahre neu erfunden werden, damit die Förderungsgelder bewilligt werden, sondern müssen an ihrem Erfolg und ihrer Notwendigkeit gemessen werden.

Nun noch ein paar konkrete Beispiele. Die Pfarrei Hl. Dreikönige verfügt über ein mehrstöckiges Geschäftshaus, das die Gemeinde zum Haus der Sozialen Dienste umfunktioniert hat. Dabei wurde das Ladenlokal an einen Optiker vermietet. Alle anderen Räumlichkeiten sind mit Beratungsangeboten und Hilfen ausgestattet. Dies geschieht in Zusammenarbeit mit den katholischen sozialen Diensten, wie InVia, skm, und skf Dortmund. Es gibt dort Hilfen beim Ausfüllen von Formularen, soziale Beratung, Schuldnerberatung, Migrationsberatung. Zwei Etagen werden als Jugendschutzstelle betrieben. Ein Pfarrhaus wird ebenfalls als Jugendschutzstelle genutzt. Ein anderes beherbergt eine Jugendwohngruppe. Die Gemeinderäume der Gemeinde St. Antonius beherbergen das Projekt „Essen und Lernen“, durch das jeden Tag bis zu 200 Kinder und Jugendliche nicht nur gespeist werden, sondern auch Hausaufgabenbetreuung bekommen. Im Gemeindehaus St. Joseph beherbergen wir die Wohnungslosenhilfe der Stadtkirche sowie der Caritas, und wir bieten Raum für Sprach- und Integrationskurse. Jeden Donnerstag geben wir an der Pfarrhaustür Dosen aus, einmal im Mo-

nat laden wir wohnungslose und bedürftige Menschen zu einem Gottesdienst und zu einem gemeinsamen Essen ein.

Vieles wäre noch zu nennen. Insgesamt zeigt die diakonische Ausrichtung unserer Pfarrei, dass es möglich ist, in schwierigen sozialen Umfeldern erfolgreich Kirche zu sein. Auch wenn wir nicht mehr Gläubige dadurch in unsere Gottesdienste bekommen, erleben wir immer wieder, dass Menschen sich für eine bestimmte Zeit und für ein konkretes Projekt ehrenamtlich engagieren, und wir als Kirche und Gemeinde im Stadtteil präsent sind.

Die Lazarusdienste Stralsund

Begleitung und Unterstützung in Grenzsituationen des Lebens

Seit fast drei Jahren gibt es die Lazarusdienste in Trägerschaft der Pfarrei St. Bernhard in Stralsund. Die Dienste arbeiten in Kooperation mit dem Caritas-Hospizdienst vor Ort und der fachlichen Unterstützung des Erzbischöflichen Ordinariates Berlin, Bereich Pastoral.

Ursprünglich wollten wir in der AG Liturgie und Seelsorge 2019 unser Pastorkonzept für die neu zu gründende Pfarrei entwickeln. Damals gab es die Idee, einen Beerdigungsdienst durch Ehrenamtliche auf den Weg zu bringen. Sehr schnell entwickelten sich darüber hinaus viele weitere Ideen, wie wir als Kirche in den Sozialraum wirken können. Durch meine fachlichen Erfahrungen aus 30 Jahren caritativer Tätigkeit konnte ich schließlich einen Konzeptentwurf vorstellen, aus dem dann unser innovatives Projekt mit dem Namen „Lazarusdienste Stralsund“ entstand.

Der Name trifft es auf den Punkt: Wir möchten Menschen helfen, die sich in Grenzsituationen ihres Lebens befinden z. B. in schwerer Krankheit, nach dem Tod eines Angehörigen, in Konfliktsituationen, in Glaubenskrisen. Wir wollen Orientierung geben und begleiten, damit sie wieder ins Leben finden. Eine wichtige Grundidee unserer Dienste war und ist es, für alle Menschen – ob Christen oder Nichtchristen – da zu sein. Der Dienst lebt vom ehrenamtlichen Engage-

ment. Auch hier gilt: Jeder ist zur Mitarbeit willkommen – unabhängig von Religion oder Weltanschauung.

Zum Aufbau unserer Dienste erhielten wir vom Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken Fördermittel in Höhe von 17.600 Euro. Dafür sind wir sehr dankbar. Innerhalb der Kirchengemeinde wurde ein Steuerkreis gebildet, der aus haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern bestand. Unterstützt wurden wir vom Erzbischöflichen Ordinariat Berlin, das von Anfang an unsere Ideen mitgetragen hat.

Unser Bestreben ist es, Menschen, die etwas Gutes tun möchten, zu unterstützen. Dabei bestimmen nicht wir, was die engagierten Ehrenamtlichen tun sollen, sondern diese sagen uns, welche Talente sie besitzen und was sie einbringen möchten. Wir schauen dann gemeinsam, wie die Ehrenamtlichen einsetzbar sind, oder ob wir unsere Angebote an die Kompetenzen der Ehrenamtlichen anpassen oder gar erweitern müssen.

Um Ehrenamtliche für unsere Lazarusdienste zu gewinnen, veranstalteten wir insgesamt zwei offene Infoabende, an denen die Idee unserer Dienste vorgestellt wurde. Beide Termine wurden in der Lokalpresse angekündigt und beworben. Am ersten Abend erschienen circa 60 Interessierte, die gerne bei uns mitar-

beiten wollten. Inzwischen haben wir zwischen 90 und 100 gelistete Ehrenamtliche. Der Großteil unserer Engagierten hat keine oder nur eine lose religiöse Bindung. Die Aufgabe des Steuerkreises war es dann, unsere einzelnen Angebote aufzuschlüsseln. Die Ehrenamtlichen konnten sich je nach Charisma den Aufgaben zuordnen.

Daraus entstanden sechs Unterdienste, die wie folgt benannt sind:

1. Gespräche und Begegnungen
2. Vermittlung von professioneller Beratung (Vorsorgemöglichkeiten)
3. Beistand und Seelsorge (spirit care)
4. Begleitung und Hilfe (auch nach Tod eines Menschen z. B. Vorbereitung der Bestattung)
5. Vermittlung von Begleitung am Lebensende (palliative care)
6. Anteilnahme und Stärkung

Zusätzlich zu diesen Angeboten gibt es noch eine Hotline unserer Dienste, die täglich von 8:00 Uhr bis 22:00 Uhr geschaltet ist. Im Telefondienst arbeiten momentan sechs Ehrenamtliche. Das Anliegen der Anrufenden wird aufgenommen und je nach Anfrage an einen Ehrenamtlichen weitergeleitet. Der Hilfesuchende erhält dann umgehend einen Rückruf. Besonders in der Pandemiezeit war zu beobachten, dass Anrufende das Bedürfnis zum Reden hatten und erfreut waren, dass ihnen jemand zuhörte.

Ein weiterer Dienst, den wir schon einige Male anbieten konnten, ist der Beredigungsdienst. Regelmäßig wenden

sich Angehörige an uns, die aus der Kirche ausgetreten sind oder nur einen losen Kontakt unterhalten. Der Wunsch nach einer Bestattungsfeier, die hoffnungsvoll und würdig geschieht und dabei auch ein Gebet beinhalten darf, wurde immer wieder an uns herangetragen. Daneben gibt es auch Bitten, Sterbende zu segnen. Wünschen sich Sterbende die Sterbesakramente, so leiten wir diese Anfragen an unsere Priester weiter. Auch weltliche Bestattungsfeiern wurden von ehrenamtlichen Mitarbeitenden der Lazarusdienste vorbereitet und gehalten.

Die Lazarusdienste sind nach fast drei Jahren ihres Bestehens in der Pfarrei angekommen. Es melden sich zunehmend auch Gemeindeglieder und bitten um Hilfe. Jeden Dienstag von 12:00 bis 14:00 Uhr bieten wir eine offene Beratung zu Vorsorgevollmachten und Patientenverfügungen an.

Der Zusammenhalt der Ehrenamtlichen ist bewundernswert. Sie unterstützen sich gegenseitig, besuchen sich bei Krankheit und auch einige Freundschaften sind entstanden. Unsere vielen Ehrenamtlichen werden darüber hinaus regelmäßig fortgebildet. Meine Aufgabe als Koordinatorin ist es, alle Prozesse rund um die Lazarusdienste zu begleit-



Martina Steinfurth,
Sozialpädagogin,
Koordinatorin der
Lazarusdienste Stralsund
im Nebenamt

ten, zu fördern und eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich jeder Engagierte wohlfühlt und Beachtung findet. Dafür stehen mir momentan 3,4 Wochenstunden zur Verfügung. Der Rest der Zeit wird ehrenamtlich von mir geleistet. Mein Wunsch ist es, dass die Arbeit von und mit Ehrenamtlichen viel stärker gewürdigt wird. Ehrenamt braucht Hauptamt. Unsere Ehrenamtlichen sind Seelsorger, sie sind nahe bei den Menschen und geben ihnen Kraft und Zuversicht. Das können Ehrenamtliche nur, wenn sie das ebenso erfahren. Sie müssen willkommen geheißen werden, gefördert, geschult und beachtet werden, sie dürfen ihre Arbeit wählen, diese zeitlich begrenzen und werden würdig verabschiedet. Das ist nur leistbar, wenn sich jemand in voller Verantwortung dafür einsetzt.

Wie war das Feedback der Zuhörer?

Während des Werkstattgesprächs „Kirche ohne Illusionen – Christentum in der Minderheit“ habe ich durchgängig positive Resonanzen zu meinen Ausführungen erlebt. Einige Gäste waren sehr überrascht, dass Menschen, die keine Bindung zur Kirche haben, sich trotzdem für eine Mitarbeit in unseren Diensten interessieren. Häufiger wurde die Frage nach der Vernetzung zu anderen Diensten gestellt. Hier konnte ich berichten, dass die Hansestadt Stralsund mit ihren Ämtern und Behörden sehr gerne auf unsere Dienste zurückgreift. Die evangelischen Kirchengemeinden zeigen sich ebenfalls sehr interessiert, auch evangelische Ehrenamtliche engagieren sich bei unseren Lazarusdiens-

ten. Von einigen Teilnehmenden der Erzahlwerkstatt gab es den Wunsch, vergleichbare Dienste in jeder Pfarrei anzubieten und fest zu installieren. Der besondere Umgang mit dem Ehrenamt wurde als sehr positiv hervorgehoben.

Befürchtungen oder Bedenken wurden nur wenige geäußert. Es stellte sich jedoch die Frage, wie man einen guten Koordinator finden kann, um die koordinierende Arbeit zu leisten. Auch Fragen rund um das Ehrenamt sowie finanzielle Fragen wurden thematisiert: Wie spricht man Ehrenamtliche an und überzeugt sie zu einer Mitarbeit? Wie kann so ein Dienst finanziell gehalten werden?

Ich bin sehr froh, dass ich am Werkstattgespräch „Kirche ohne Illusionen“ teilnehmen durfte und einen Einblick in die Arbeit unserer Lazarusdienste geben konnte.

Im Podiumsgespräch wurde mir deutlich, dass die Tätigkeit mit Ehrenamtlichen viel freier und offener gestaltet werden kann. Ich habe den Eindruck gewonnen, dass Profession manchmal auch ausbremsen kann, um Neues zu wagen.

Unserer Kirche und unseren Hauptamtlichen wünsche ich Gottes Segen und professionelle Bescheidenheit, um sich für Neues zu öffnen.

Ohne Illusionen, aber mit Hoffnung

Ökumene der dritten Art

Bei der Beschreibung der Lage unserer Kirchen fühle ich mich an das Bild von einem halbleeren oder halbvollen Glas erinnert. Denn man kann durchaus positiv auf die Kirchen blicken und von blühenden Gemeinden, ansprechenden Gottesdiensten, wunderbaren Chören und integren Christenmenschen berichten. Alles das gibt es und das Glas ist mitunter mehr als nur halbvoll.

Man kann den Blick aber auch wenden und den dramatischen Bedeutungsverlust von Christentum und Kirche sehen. Hier ist das Glas längst nicht mehr halbvoll, sondern wir erleben regelrecht die Verdunstung des Christlichen. Oft wird in diesem Zusammenhang auf die Austritte aus den Kirchen verwiesen, weil sich diese harten Zahlen nicht beschönigen lassen. Zweifellos sind die Austritte für die Institutionen ein Problem – in unserem Zusammenhang markieren sie jedoch nur die Spitze des Eisbergs. Denn folgenreicher ist der geistliche Erosionsprozess. Die Unkenntnis über den christlichen Glauben und die kulturprägenden Feste ist verheerend. Eine Großzahl unserer Zeitgenossen hat sich von den Kirchen längst desinteressiert abgewendet und erwartet von diesen nichts – allenfalls, dass sie in ihren exklusiven Sonderräumen bleiben und nicht weiter stören. Die Kirchen wiederum haben den Menschen nichts mehr zu sagen. Theologische Worthülsen werden bemüht – und bleiben leer. Gottesdiens-

te und Predigten zeichnen sich oft durch Belanglosigkeit aus. Sie sind (bestenfalls) gelungene Kulturveranstaltungen, zu meist aber Depeschen aus einer fernen Vergangenheit. Häufig nähren sie nicht und sie tragen auch nichts zur Bewältigung des Alltags aus. So wundert es nicht, dass in der Evangelischen Kirche etwa 97 Prozent der Kirchenmitglieder dem sonntäglichen Gottesdienst fern bleiben.

Ich weiß, dass das ein hartes Urteil ist. Ich weiß auch, dass sich andere Geschichten erzählen lassen. Deshalb hatte ich eingangs das Bild von dem halbleeren oder halbvollen Glas bemüht. Ich weiß aber auch, dass wir alle zur Selbsttäuschung und Selbstbeschönigung neigen. Wer in und für die Kirche arbeitet, wer sich engagiert und mit Herzblut einbringt, wird immer dazu neigen, die Lage zu beschönigen. Schließlich ist er bzw. sie ja engagiert und folglich kann die Lage nicht so krisenhaft sein. Selten wurde mir das so deutlich wie bei der Tagung „Kirche ohne Illusionen – Christentum in der Minderheit“ am 25. und 26. November 2022 in Paderborn. Wir waren in einem fürstlichen Tagungshaus untergekommen und saßen mit klugen und interessierten Kirchenprofis in den Seminaren. Es war eine Freude – wo bitte hätten wir da eine Krise wittern sollen? Und warum hätten wir uns die Laune mit finsternen Prognosen verderben sollen?

Die Krisen unserer Kirchen haben viele Gesichter. Ich möchte hier nur auf zwei hinweisen: auf die falsche Quelle der Reformbemühungen und auf die spirituelle Verödung. Viele Reformbemühungen speisen sich nicht aus der Frage, wie eine zeitgemäße christliche Kirche im 21. Jahrhundert aussehen sollte, sondern aus der Sorge um den institutionellen Macht- und Bedeutungserhalt. Dabei wird verkannt, dass die Kirchen (zumindest bei uns) ihre gesellschaftliche Bedeutung längst unumkehrbar verloren haben, was, orientiert man sich an der Heiligen Schrift, kein Schaden sein muss. Möglicherweise entstehen völlig neue Formen des Christlichen.

Auf dem Weg dahin müsste man etwas versuchen, das in der Literatur als „Ökumene der dritten Art“, also als ein Gespräch mit den Kirchenfernen und Konfessionslosen, paraphrasiert wird. Es wäre interessant, wenn die bereits genannte Paderborner Tagung eine Fortsetzung unter diesem Motto finden könnte. Ich weiß, dass das nicht einfach ist, weil viele der Kirchenfernen gar kein Interesse haben, mit kirchlichen Gremien zu reden. Diesen Widerstand haben wir bei der Vorbereitung von Kirchen- und Katholikentagen immer wieder erlebt. Er ist ja auch berechtigt, weil die Leute wittern, dass die Kirchen Konfessionslose zumeist nur als Missionsobjekte sehen und heimlich ihre Taufquote erhöhen wollen, wie das eine Evangelische Landeskirche vor einigen Jahren in einem Zukunftspapier mal formuliert hat. Der Dialog mit Konfessionslosen ist auch schwierig, weil in den Kirchen gern her-

ablassend die Floskel zitiert wird, wonach „die Menschen vergessen haben, dass sie Gott vergessen haben“. Wer so über die Konfessionslosen und Kirchenfernen spricht, wird sie nicht erreichen.

Dennoch brauchen wir einen Dialog auf Augenhöhe. Wäre es nicht an der Zeit, auf die Ausgetretenen und die Kirchenfernen, also die Mehrheit in unserem Land, neu zuzugehen?

Können wir einräumen, dass auch uns Gott manchmal fremd ist und wir den Eindruck haben, er sei von uns gegangen? Kennen wir Christen denn keine Gottferne in unserem Herzen?

Viele Menschen wenden sich von den Kirchen ab, weil sie keinen Zugang zu unseren Gottesdiensten finden, weil sie Predigten nicht verstehen und weil ihnen unsere Antworten abstrakt und blutleer vorkommen. Meine konfessionslosen Freunde machen sich über die Morgenandacht im Deutschlandfunk werktags um 6.35 Uhr lustig, während Kirchenvertreter stolz auf derlei Sendeplätze sind. Solche Beispiele ließen sich leicht fortsetzen. Es herrscht eine enorme Sprachlosigkeit. Ich kann nachvollziehen, dass Menschen, die vom Leid in der Welt hören, die Stirn runzeln, wenn vom allmächtigen und barmherzigen Gott gepredigt wird. Sicher: Ich denke, sie runzeln ihre Stirn zu schnell und vielleicht sollten sie langsamer urteilen und tiefer fragen. Aber vielleicht sollten auch wir Kirchenleute manchmal langsamer antworten und mehr Ratlosigkeit aushalten.

Wir sollten die Konfessionslosen als Suchende sehen. Sie sind uns nicht so fremd, wie bisweilen getan wird. Sie sind auch keine harten Atheisten. Eher Menschen, die wie der biblische Zachäus außerhalb stehen. Sie würden Jesus schon sehen wollen. Können sie aber nicht. Der biblische Zachäus klettert deshalb auf einen Baum. Und Jesus spricht ihn an.

Haben wir Bäume für unsere Konfessionslosen? Wir brauchen Kletterhilfen für die Konfessionslosen. Und wenn wir gut sind, klettern wir mit ihnen gemeinsam. Dann treffen wir uns in den Wipfeln der Bäume und die Ausgetretenen erzählen von ihrer Enttäuschung über die Kirche. Und der Pfarrer erzählt von seinen Glaubenszweifeln. Andere erzählen von ihrer Hoffnung. Oder von Ängsten und vom guten Segen Gottes.

Bei solchen Begegnungen könnte die eigentliche spirituelle Herausforderung unserer Zeit Thema werden; dass der „normale Konfessionslose“ ohne Gott ein gutes Leben lebt, einen moralischen Kompass hat und kaum andere Werte kennt. Er hat nicht Gott vergessen – er braucht ihn nicht, kennt ihn nicht, sucht ihn nicht. Hierin sehe ich die eigentliche Herausforderung für die Kirchen, die erstmals in ihrer Geschichte nicht mit anderen Religionen oder Weltdeutungen konkurrieren, sondern religiösem Desinteresse begegnen. Wir brauchen eine völlig neue Sprache, um Menschen, die nicht nur „religiös unmusikalisch“ sind und bei denen Begriffe wie Sünde, Schuld, Vergebung oder Erlö-

sung keine Affekte auslösen, zu erreichen. Das ist die vorrangige Aufgabe. Sollten wir diese lösen, klären sich die ewigen Streitthemen wie die nach der Rolle der Frauen in der katholischen Kirche, en passant. Falls nicht, klären sich diese Fragen auch. Aber anders.



Andreas Fincke,
Evangelischer Pfarrer,
Leiter der Ev. Stadtakademie „Meister Eckhart“
in Erfurt,
Hochschulpfarrer

Stadtsynode Leipzig 2021

Erfahrungen mit praktizierter Synodalität

Der Erkundungsprozess „Uns und alle mit Christus in Berührung bringen“, der seit 2013 im Bistum Dresden-Meißen stattgefunden hat und auch weitreichende strukturelle Veränderungen in Form von Pfarreineugründungen mit sich brachte, setzte vor allem auf eine Verständigung innerhalb der gebildeten so genannten „Verantwortungsgemeinschaften“. Die bis dahin bestehenden Gemeinden waren dazu angehalten, eine gemeinsame Vision für ihre neue Pfarrei zu entwickeln und Wege in die gemeinsame Zukunft zu entdecken. Zusätzlich bestand der Auftrag, sich mit weiteren kirchlichen Orten in ihrem Einzugsgebiet darüber auszutauschen, welche Projekte man gemeinsam angehen kann. Aus den Verantwortungsgemeinschaften entstanden seit 2018 neue Pfarreien. In Leipzig gibt es seither fünf Stadtpfarreien.

Hinzu kommen zwei Pfarreien im Umland. Dieser Prozess verlangte über mehrere Jahre eine starke Konzentration auf das Innerkirchliche und Innerpfarrliche. Nach Abschluss der Pfarreineugründungen entstand im Jahr 2019 der Gedanke, einen Prozess zu starten, der wieder neu und verstärkt die Sendung der Christen in und für die Stadt Leipzig und das Umland in den Blick nehmen sollte. Aus diesen Überlegungen heraus erwuchs die Idee, im Rahmen einer so genannten „Stadtsynode Leipzig 2021“ gemeinsam nach dem Willen Gottes für die Christen vor Ort zu fragen.

Ausgangsfragen für eine solche Stadtsynode in Leipzig waren:

- Wo entdecken wir Gottes Gegenwart schon jetzt in der Stadt und ihrem Umland?
- Wie nehmen wir die Lebenssituation der Menschen, die mit uns hier wohnen, wahr?
- Welches kirchliche Handeln erfordert die vorgefundene Lebenssituation?
- In welcher Lebenssituation / in welchen Lebenssituationen ereignet sich christlicher Glaube bereits?
- Wo fühlen wir uns zum Zeugnis, zur Caritas, zum gesellschaftlichen Engagement gerufen?

Die Beantwortung bzw. Antwortsuche auf diese Fragen sollte in den zentralen Gedanken und Auftrag der Stadtsynode 2021 einmünden: Welchen Auftrag Gottes nehmen wir als Christen in und für die Stadt Leipzig und ihr Umland wahr?

Die Stadtsynode als geistlicher Prozess

Es gehörte zur Grundidee der „Stadtsynode Leipzig 2021“, sie nicht als kirchenpolitisches Treffen auszugestalten, sondern dezidiert als geistlichen Prozess. Es ging bei der Stadtsynode zuallererst um das Hören auf Gottes Wort für Leipzig und das Umland. Diesem Gedanken diente die Einbeziehung einer geistlichen Begleiterin für den Weg der Stadtsynode, die auch bei allen Planungstreffen beteiligt war. Die Treffen wurden ge-

prägt und strukturiert durch geistliche Impulse, die zum einen den Delegierten die „3 Pole der Aufmerksamkeit“ als Orientierungsrahmen vorlegte. Den geistlichen Prozess prägten weiterhin Elemente aus der Tradition der „Unterscheidung der Geister“. Außerdem halfen die Impulse die einzelnen Schritte auf dem Weg der Stadtsynode geistlich zu deuten. Zeiten der Stille und geistliche Resonanzrunden gaben den Delegierten dabei Raum für das eigene geistliche Reflektieren. Begleitet wurde die Stadtsynode weiterhin durch ein Synodengebet, das auch in den Gemeinden und an den kirchlichen Orten gebetet wurde, und durch Angebote der eucharistischen Anbetung, die zeitgleich zu den Synodentreffen stattfand und die Stadtsynode mitgetragen hat.

Verlauf

Ursprünglich waren vier Synodentreffen geplant. Alle Treffen sollten im Jahr 2021 stattfinden. Die Teilnehmenden setzten sich zusammen aus Delegierten, die aus fünf Stadtpfarreien entsandt wurden, aus Delegierten der karitativen Dienste und Einrichtungen, von weiteren kirchlichen Orten, aus Ordens- bzw. geistlichen Gemeinschaften sowie mit Gaststatus aus Vertreterinnen und Vertretern der Hauptabteilung „Pastoral und Verkündigung“ des Bischöflichen Ordinariates. Die Pfarreien im Umland der Stadt durften selbst entscheiden, ob sie teilnehmen möchten und ob sie dies mit dem vollen Delegiertenstatus oder als Gäste wahrnehmen. Die Delegiertenzahl wuchs so auf 128 Teilnehmende zum Beginn der Stadtsynode an. Die or-

ganisatorische Leitung der Stadtsynode übernahm ein fünfköpfiges Präsidium, das, oft in Personalunion, die fünf Stadtpfarreien, Haupt- und Ehrenamt sowie verschiedene kirchliche Orte abbildete. Begleitet wurden die Stadtsynodentreffen von

einer bereits erwähnten geistlichen Begleiterin und einem Moderator. Für die organisatorischen und kommunikativen Aufgaben stand ein Synodenbüro mit einer Mitarbeiterin zur Verfügung, was nur durch die großzügige Förderung durch das Bonifatiuswerk möglich wurde. Das erste und vierte Synodentreffen musste aufgrund der Corona-Situation online stattfinden. Das erste Synodentreffen war neben der Einführung und Einübung synodalen Handelns von der Identifikation von Themen geprägt, die die Delegierten als Anruf Gottes für den Einsatz der Christen in und für die Stadt Leipzig wahrnahmen. Die Stadtsynode einigte sich schließlich auf Themen, die in Arbeitsgruppen weiterbearbeitet werden sollten. Die Arbeitsgruppen trafen sich zwischen den Synodentreffen, um Texte zu erstellen und zu bearbeiten, die zunächst anhand von drei Fragen die ausgewählten Themen in den Blick nahmen:

- Was sind grundlegende Gedanken, auch aus der christlichen Botschaft heraus, zu den Themen?
- Was nehmen wir konkret in der Stadt Leipzig zu diesen Themen wahr?



Gregor Giele,
Propst der Leipziger
Propsteikirche St. Trinitatis

- Wie wollen wir als Christen dieser Stadt darauf antworten?

Beim dritten Synodentreffen wurden diese Fragen dann ergänzt um die Fragestellung: Was wollen wir konkret tun? Dieser Schritt der Umsetzung der Überlegungen zu den in den Blick genommenen Themen in konkretes Handeln wurde von allen Delegierten als zentrale Aufgabe betrachtet. Bereits vor dem vierten Treffen zeigte sich, dass die Überlegungen zu den konkreten Umsetzungsideen noch längere Zeit benötigen. Zudem musste das vierte Treffen, das ursprünglich als Abschlusstreffen geplant war, online stattfinden. Beides führte dazu, dass die Delegierten beschlossen, die Stadtsynode um zwei Treffen im Jahr 2022 zu verlängern. Damit konnten die Umsetzungsideen so weit entwickelt werden, dass sie in konkretes Handeln übergeleitet werden können. Außerdem bestand so die Möglichkeit, die Stadtsynode mit einem Präsenztreffen abzuschließen. (aus „Suchet der Stadt Bestes“ Jer 29, 7 – Ergebnisse der Stadtsynode Leipzig 2021)

Die von den Delegierten ausgewählten relevanten Themen, die genauer betrachtet wurden, waren:

- Gemeinsam Leipzig Bestes finden – die politische und soziale Zukunft der Stadtgesellschaft als Christen aktiv mitgestalten.
- Leipzig als wachsende Stadt
- „Unsere Aufgaben in einer wachsenden Stadt: Einsamkeit“
- „Unsere Aufgaben in einer wachsenden Stadt: Menschen in sozialen Schwierigkeiten“
- „Unsere Aufgaben in einer wachsenden Stadt: Dekanats-Öffentlichkeitsarbeit“
- Hoffnung teilen in dieser Stadt – Herausforderungen und Chancen für uns Christen
- Bewahrung der Schöpfung
- Kirche öffnen – Begegnungsräume schaffen

Während des Werkstattgesprächs „Kirche ohne Illusionen“ wurden die nachfolgenden Erfahrungen der Stadtsynode vorgestellt. In den Diskussionen wurde besprochen, inwieweit diese Erfahrungen über den lokalen Raum von Leipzig hinaus Bedeutung und Geltung haben.

1. Gott umarmt uns mit der Wirklichkeit: Überraschungen

Im Austausch der Delegierten der Stadtsynode zeigte sich, dass es ein hohes persönliches Engagement von Christen in der Stadt gibt. Sie leben das Bewusstsein, dass Gott in allen Lebensbereichen präsent ist und dort bezeugt werden kann. Die Kirche als Institution ist diesbezüglich unterrepräsentiert und zieht sich in den eigenen Bereichen zurück, was eventuell auch durch den DDR-Erfahrungshintergrund begründet ist. Dennoch entsteht der Eindruck, dass „die Kirche“ im städtischen Leben nicht oder sehr wenig vorkommt und erlebt wird

2. „Sehnsucht nach Sendung“

Es zeigte sich bei der Synode, dass es Ermüdungserscheinungen im Bezug auf die beständige Beschäftigung mit den binnenkirchlichen Themen gibt. Diese Erfahrung wird noch verstärkt, weil

diesbezüglich nur wenige positive Entwicklungen erlebt werden. Demgegenüber war bei den Delegierten ein hohes Bewusstsein für den „Auftrag des Glaubenden für die Welt“ zu spüren.

3. (Groß-)Stadt als unterreflektierter pastoraler Ort

Oftmals wirken Pfarreien und Gemeinden, als würden sie eine Art „dörfliches Vereinsleben“ mitten in der pluralen Großstadt praktizieren. Sie agieren kontrazyklisch zum Stadtleben: Sie erwarten auf Dauer angelegte Bindungen bei großem Wiederholungsschwerpunkt. Stadtleben funktioniert genau anders. Die Großstadt bietet sich demgegenüber als Erprobungsort zeitgemäßen und zukunfts-offenen Gemeindelebens an, was aber noch zu wenig praktiziert und noch weniger reflektiert wird.

4. „Chorunfähigkeit“ kirchlicher Akteure

Die Kirche tut sich erfahrungsgemäß schwer, nur eine Stimme unter vielen zu sein. Wer sich auf die Stadtgesellschaft einlässt, begibt sich hingegen in einen breit aufgestellten Diskurs, dessen Ergebnis der Kompromiss ist, nicht die Durchsetzung der eigenen Position. Die Versuchung besteht allerdings darin, sich diesem Diskurs zu entziehen.

5. Caritas als sicherer Hafen

Aufgrund der hohen Akzeptanz ist christliches Engagement im sozialen Bereich sehr beliebt bei den Handelnden und angesehen in der Außenwirkung. Andere Bereiche im zivilgesellschaftlichen Bereich, wie z. B. eine aktive Beteiligung an gesellschaftlichen Diskursen,

das Stimme-erheben zu aktuellen Fragen, eine öffentlichkeitswirksame Positionierung zu Lebens- und Alltagsfragen der Menschen, etc. sind dem karitativem Handeln gegenüber unterentwickelt.

6. Kirchliches Konkretisierungsdefizit

Kirchliche Veröffentlichungen entwickeln ihre Stärke oft auf einem gewissen Abstrahierungslevel. Die Frage, was die angestellten Überlegungen konkret bedeuten und wie sie in praktisches Handeln übergeleitet werden können, bleibt oft unbeantwortet. Jeder Umsetzungsprozess vom „hehren Gedanken“ zur Tat hat aber einen Ernüchterungseffekt zur Folge, den es auszuhalten gilt.

7. Synodenfähigkeit

Zum Teil gibt es das Missverständnis, dass Synodalität der kirchliche Begriff für gelebte Basisdemokratie im kirchlichen Raum ist. Die für Synodalität unverzichtbare Dimension des gemeinsamen Hörens auf den Willen Gottes ist dabei den Einzelnen sehr unterschiedlich zugänglich und es gibt sehr weit divergierende geistliche Erfahrungen damit. Es hat sich gezeigt, dass die reine Berufung zum Delegierten einer Synode dessen Synodenfähigkeit noch nicht garantiert. Es braucht eine behutsame geistliche Hinführung zu einer Beteiligung an synodalem Handeln.

Christsein in der Minderheit

Glauben in Schweden

Welche Bilder kommen uns in den Sinn, wenn wir von Christsein in der Minderheit sprechen, und das nicht nur im Allgemeinen, sondern in einem spezifischen Fall: Schweden? Eine kleine Schar von treuen Katholiken, die in mehrheitlich protestantischen Gegenden leben, unterstützt vom Bonifatius- oder Ansgarwerk? Kleine Gruppen, die die Reihen schließen und die Fahne des Katholischen hochhalten? Etwas, das auch für einige Gegenden in Norddeutschland oder in Ostdeutschland gilt? Vielleicht gehen manche mehr oder weniger unbewusst immer noch davon aus, dass wir hier in Deutschland Christsein in der Mehrheit leben. Die Kirche in Deutschland, welche die Schwestern und Brüder in der Diaspora geistlich und materiell unterstützt. Und lassen Sie mich es deutlich sagen: Diese Unterstützung war und ist großartig. Ohne sie wäre viel in Skandinavien unmöglich gewesen. Die deutschen Katholiken haben materiell und geistlich unglaublich viel dazu beigetragen, dass die Kirche im Norden sich etablieren und wachsen konnte.

Christsein in der Minderheit – das gilt aber vermutlich nicht nur für die Katholiken in Schweden, sondern überhaupt für die Christen in West- und Nordeuropa. Auch wenn viele Menschen nominell immer noch den christlichen Kirchen angehören, auch wenn es in Deutschland eine kirchliche Struktur gibt, die manch Außenstehenden stau-

nen macht, wissen wir alle, dass Christsein im Sinne einer gelebten Gläubigkeit oder Kirchlichkeit ein Minderheitenphänomen geworden ist. Die Mitgliederanzahl der etablierten Großkirchen schmilzt im selben Tempo ab wie die Polkappen.

In gewisser Weise erleben alle schmerzhaft den Bedeutungsverlust der Kirchen, dessen Ursachen komplex sind. Wenn ich eine Ursache nennen sollte, ist es vor allem der Plausibilitätsverlust des Gottglaubens. Das ist die alles entscheidende, die primäre Frage. Alle anderen Fragen sind meines Erachtens sekundär, wenn auch nicht unwichtig. Ein verstorbener Mitbruder in Schweden sagte einmal, wenn es uns hier oben nicht gelänge eine überzeugende Gestalt von Kirche aufzubauen, gelänge es nirgendwo in Westeuropa. Ein anspruchsvolles Wort mit all der Ambivalenz großer Worte. Gelingt es uns? Ich weiß es nicht, kann aber feststellen, dass hier eine andere Stimmung herrscht als in Deutschland. Und diese Stimmung hängt mit einer vollkommen anderen Ausgangssituation zusammen, die erklärt werden muss.

Ein wenig Geschichte

Wie sieht die religiöse Landschaft in Schweden aus? In welchem religiösen Milieu leben die Katholiken in der Diaspora? Schweden wird oft zurecht als eines der am meisten säkularisierten Länder der Welt beschrieben. An einem ge-

wöhnlichen Wochenende besuchen etwa 5,5 Prozent der Bevölkerung eine Form von Gottesdienst, und da hat man alle Religionen eingerechnet. Bisher werden knapp die Hälfte aller im Land geborenen Kinder getauft, doch die Taufquote sinkt jedes Jahr um ein paar Prozent.

Das bedeutet allerdings nicht, dass Schweden nicht eine lange christliche Tradition hätte. Als das Land im 16. Jahrhundert zu einem geeinten Nationalstaat wurde, war die Bevölkerung bereits seit Jahrhunderten tief vom christlichen Glauben (in seiner katholischen Form) geprägt. Die ersten christlichen Spuren lassen sich bis ins 9. Jahrhundert zurückverfolgen. Der fränkische Missionsbischof Ansgar unternahm während dieser Zeit zwei Reisen zum Handelsplatz Birka, einer Insel unweit der heutigen Hauptstadt Stockholm. Archäologische Ausgrabungen der letzten Jahre weisen sogar auf eine christliche Präsenz in Süd- und Westschweden schon im 7. Jahrhundert hin. Aber erst im 11. Jahrhundert nahm die Missionsarbeit an Fahrt auf, getragen von angelsächsischen und germanischen Mönchen und Missionsbischöfen. Entscheidenden Anteil an der Christianisierung hatte die Taufe von König Erik Skötkonung Anfang des 11. Jahrhunderts, die Gründung des Bistums Skara (1114) und des Erzbistums Lund (1061; für den gesamten Norden); 1164 wurde das Erzbistum Uppsala errichtet.

Auf dem Gebiet des heutigen Schwedens gab es während des Mittelalters ei-

ne große Anzahl von Klöstern und Konventen; Anfang des 16. Jahrhunderts waren es bis zu siebzig. Die Orden hatten große Bedeutung für die Bewohner des Landes, sowohl für das religiöse Leben als auch auf andere Weise: Klöster waren Zentren für Buchproduktion, Bildung, Kunst und Musik, Krankenpflege, neue Methoden in der Land- und Viehwirtschaft. Eine herausragende Stellung nahm das Kloster Vadstena ein. Es wurde von der heiligen Birgitta Ende des 14. Jahrhunderts gegründet und war der wichtigste Wallfahrtsort im Land. Das Kloster beherbergte die größte Bibliothek des Landes und stellte in beträchtlichem Umfang kirchliche Textilien und Kunstgegenstände her.

Im 16. Jahrhundert verwandelte sich Schweden von einem ziemlich locker zusammengehaltenen katholischen Land zu einem lutherischen Nationalstaat unter einem gemeinsamen König und strafender, zentralistischer Führung. Die Reformation wurde dabei nicht aufgrund von Missständen oder einem Verfall der kirchlichen Sitten durchgeführt oder gar deswegen, weil größere Bevölkerungsgruppen dies wünschten. Die Reformation wurde – darüber sind sich die Historiker heute einig – aus rein politischen Gründen und mit brutalem Zwang



Dominik Terstriep SJ,
Pfarrer der St. Eugenia-
Gemeinde in Stockholm
und Dozent für
Dogmatische Theologie
am Newmaninstitut in
Uppsala.

von oben, von der Königsmacht, eingeführt. Der 1523 neu gewählte König Gustaf Wasa hatte verstanden, dass ihm eine lutherische Reformation die Kontrolle über die Kirche sichern würde, insbesondere den Zugang zu Eigentum und Einkünften der Kirche. Von vielen Seiten gab es starken Widerstand. Der Reformationsprozess schwankte hin und her – jahrzehntelang. 1593 wurde die lutherische Lehre auf einer Nationalsynode in Uppsala definitiv eingeführt und verbindlich für alle Schweden. Das letzte verbliebene Kloster (Vadstena) wurde aufgelöst, wenige Jahre später das Katholischsein oder -werden mit der Todesstrafe belegt.

Die lutherische Kirche wurde zu einer strengen Staatskirche geformt – mit dem König als höchstem Anführer. Die Bischöfe wurden vom König (später von demokratisch gewählten Regierungen) persönlich eingesetzt, Bischöfen und Pastoren übertrug man mit der Zeit über ihre geistlichen Aufgaben hinaus auch gesellschaftliche Funktionen, z. B. die Verwaltung des Meldewesens und des Schulwesens. Bis 1991 wurde das staatliche Einwohnermelderegister von den Pastoren der lutherischen Kirche geführt. Bis 1996 wurde jeder schwedische Mitbürger automatisch durch Geburt Mitglied in der lutherischen Staatskirche – unabhängig von der Taufe.

Seit Beginn des 17. Jahrhunderts war Schweden ein homogenes, lutherisches Land, und alle Staatsbürger waren per Gesetz Lutheraner. Bis 1809 war es außerdem Gesetz, dass alle schwedischen

Staatsbürger den lutherischen Gottesdienst am Sonntag besuchen mussten. Mit der beginnenden Industrialisierung wuchs der Bedarf an ausländischen Arbeitskräften. Mit ihnen kamen kleine Gruppen von Juden, Katholiken und Calvinisten, die ab 1781 das Recht bekamen, ihre Religion im Privaten auszuüben. Öffentliche, nichtlutherische Religionsausübung blieb allerdings bis in die 1870er-Jahre verboten.

Eine begrenzte Form von Religionsfreiheit wurde nach heftigem Widerstand der Staatskirche in den 1870er-Jahren auch für schwedische Staatsbürger eingeführt. Bis 1951 war man jedoch gezwungen, der lutherischen Staatskirche anzugehören, wenn man nicht Jude, Katholik, Herrnhuter oder Baptist war. Bis dahin war es für Nicht-Lutheraner auch verboten, wichtige Funktionen in der Gesellschaft auszuüben – wie etwa als Lehrer oder Krankenschwester zu arbeiten. Offiziell wurde das Klosterverbot erst 1977 aufgehoben.

Eine nachchristlich säkulare Gesellschaft

Warum ist diese Geschichte so wichtig? Ich meine, dass wir ohne sie die gegenwärtige Situation nicht verstünden. Die enge Verbindung von Staat und Kirche – böse Zungen bezeichneten die Staatskirche als Seligkeitsbehörde – hat zu einer Säkularisierung geführt, die ein besonderes schwedisches Aussehen hat. Über die gewöhnlichen Ursachen der Säkularisierung hinaus gibt es Ursachen, die von der Geschichte dieses Landes plausibel werden.

Schweden wird in der Literatur als »nachchristlich säkular« bezeichnet. Was will man damit ausdrücken? Der religiöse Glaube prägt weder die Gesellschaft noch die Kultur nennenswert, Religion wird als Privatsache angesehen und das Christentum als etwas aufgefasst, das mehr der Vergangenheit als der Gegenwart angehört. Man wird deshalb nicht sagen können, Schweden seien religionsfeindlich; eine individualistische Privatreligiosität wird akzeptiert, solange sie keine Konsequenzen für das gesellschaftliche Leben hat.

Spuren der langen Geschichte des Christentums sind zwar noch auf vielerlei Weise zu finden, nicht zuletzt durch die Tausenden Kirchenbauten, die über das ganze Land verteilt sind. Die meisten von ihnen werden aber nur noch von einer sehr geringen Zahl von Personen besucht. Das Wissen um den christlichen Glauben ist insbesondere bei jungen Menschen nur mehr rudimentär vorhanden. Konfessionellen Religionsunterricht gibt es seit langem nicht mehr, stattdessen eine allgemeine Orientierung über Religion(en) und Ethik. Viele Menschen verstehen nicht, wozu Religion gut sein soll, und viele kennen keine einzige gläubige Person in ihrem persönlichen Umfeld. Man ist daran gewöhnt, den religiösen Glauben aus einer Art Außenperspektive heraus zu betrachten – mit einem oft musealen Blick, als etwas, das Geschichte ist, aber keine Gegenwart hat. Man stellt sich Glauben als ein etwas merkwürdiges, ja komisches Phänomen vor. Vor allem von älteren Personen wird Religion als ein unpassendes

und peinliches Gesprächsthema angesehen, ungefähr so, wie es früher unangemessen war, offen über Sexualität zu sprechen. Einzelne identifizieren Religion in erster Linie als eine Quelle von Gewalt und Konflikten in der Welt und sind darum dankbar, dass Religion in Schweden so unbedeutend ist. Zugleich geht es manchem auf, dass viele zentrale Werte der schwedischen Gesellschaft ihre historischen Wurzeln in der christlichen Tradition haben, z. B. das Pathos für soziale Gerechtigkeit oder die gleiche Würde aller Menschen.

Zwei Faktoren spielen eine wichtige Rolle, wenn man verstehen will, wie Religion im Land verortet ist: zum einen die hohe Wertschätzung von persönlicher Freiheit, zum anderen die Tendenz, Religion primär in gefühlsmäßigen und moralischen Kategorien zu verstehen. Soziologische Untersuchungen bestätigen, dass Schweden die individuelle persönliche Autonomie extrem stark gewichten. Das spiegelt sich auch darin wider, dass die Familien- und Verwandtschaftsbande oft recht schwach sind. Stattdessen haben die meisten eine starke Bindung an und ein großes Vertrauen in den Staat, der als Garant für die individuelle Freiheit gesehen wird. Viele Menschen fühlen eine deutlich größere Gemeinschaft und Solidarität mit Freunden und Arbeitskollegen als mit der eigenen Familie oder Verwandtschaft.

Das zeigt sich auch in der hohen Scheidungsrate (knapp über 50 Prozent) und dem großen Anteil von informellen Lebensgemeinschaften, wie in der Tatsa-

che, dass die Mehrheit der Haushalte Single-Haushalte sind. Den größten Teil seines Lebens als Erwachsener Single zu sein, ist nichts Ungewöhnliches. Dieser starke Zug zum Individualismus hat weitgehende Folgen für den religiösen Bereich: Gottsucher ziehen die Einsamkeit der Natur einem gemeinschaftlichen Gottesdienst vor. Eine Art Naturmystik wird von vielen als die passendste Form von Religion erlebt. Von daher ist es eigentlich nicht verwunderlich, dass Religion hauptsächlich als eine rein innerliche und private Angelegenheit verstanden und gelebt wird.

Ebenso wird Religion sehr stark mit Moral in Verbindung gebracht. Immanuel Kants Auffassung von Religion und deren Bedeutung hat vielleicht nirgendwo anders so großen Durchschlag gefunden wie in Schweden: »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« und »Religion ist (subjektiv betrachtet) die Erkenntnis aller unserer Pflichten als göttliche Gebote«. Für jüngere Menschen ist die Koppelung von Moral und Religion nicht mehr so bedeutsam, doch die Älteren kennen das Sprichwort »Luther auf den Schultern tragen« noch sehr gut. Damit deutet man an, dass man ständig ein schlechtes Gewissen hat oder haben soll, wenn man kein moralisch vorbildlicher Mensch ist. Religiös zu sein, war in Schweden lange Zeit gleichbedeutend mit einem ernsten moralischen Leben ohne Freude oder innere Freiheit.

Dass Schweden heute ein nachchristlich säkulares Land ist, hängt mit vielen unterschiedlichen Ursachen zusammen. Eine Ursache ist aber sicher die genann-

te Koppelung von Religion und strengem Moralismus. Eine andere ist das Staatskirchensystem. In und mit der Reformation verschmolzen die staatliche und die kirchliche Sphäre zu einer Einheit, in der die Kirche dem Staat in allen Belangen untergeordnet war. Die lutherische Kirche konnte deshalb nie mit eigener Stimme sprechen. Die Pastoren und Bischöfe waren Staatsbeamte; die Bischöfe nach Parteipräferenz oder -zugehörigkeit ausgewählt. Kirche wurde zum verlängerten Arm des Staates. Das Ansehen der Kirche bei der Bevölkerung wurde durch den Zwang zur lutherischen Religionsausübung nicht gerade besser. Der zähe Widerstand der Kirche gegen die Religionsfreiheit, alltägliche Zwangsmaßnahmen (Eheschließung und Begräbnis nach der Ordnung der lutherischen Kirche) verstärkten den Eindruck, dass das Christentum mit Zwang und Unterdrückung zu tun hat. Darum wurde und wird die erst vor gut 70 Jahren eingeführte Religionsfreiheit heute vor allem negativ als Freiheit von und nicht als Freiheit für Religion aufgefasst.

Politische Entscheidungsträger stehen Glaubensgemeinschaften weitgehend distanziert, kritisch oder ablehnend gegenüber. Hier bildet die ansonsten zersplitterte Parteienlandschaft mit ihren Schwierigkeiten, eine Regierung zu bilden, eine große Koalition. In ethischen Fragen, wie z. B. der infektierten Abtreibungsproblematik herrscht ein einhelliger Konsens, ein Recht auf Abtreibung in die Verfassung aufzunehmen. Glaubensgemeinschaften sollen einem Demokratietest unterzogen wer-

den. Bestehen sie ihn nicht, können staatliche Zuwendungen eingestellt werden. Religiöse Privatschulen sind vielen Politikern ein Dorn im Auge; nicht wenige wollen sie verbieten.

Neue Wege

Das skizzierte Bild der schwedischen Religionslandschaft ist zugegebenermaßen düster. Und es diese Landschaft, in der sich auch die katholische Kirche bewegt. Aber das Bild ist auch unvollständig. Wie in anderen Teilen der Welt wird auch in Schweden von einer »Rückkehr der Religion« gesprochen. Es ist eine Tatsache, dass Religion nunmehr ein Thema ist, das in den Medien und im öffentlichen Raum deutlich mehr Platz einnimmt als noch vor zwanzig Jahren.

Im öffentlich-rechtlichen Rundfunk gibt es Programmformate mit theologischem und religiösem Inhalt, zu dem auch katholische Fachleute eingeladen werden. Die Tageszeitungen berichten über wichtige religiöse Ereignisse. Neben der Berichterstattung über Religion und deren Anteil an Gewaltkonflikten in der Welt gibt es auch positive Schilderungen. Die Jüngeren haben zwar häufig keine Kenntnisse über den religiösen Glauben, sind aber auf der anderen Seite auch frei vom Ballast, den die Älteren mit sich tragen. Wenn Journalisten Kontakt mit Kirchenvertretern aufnehmen, tun sie das heute zumeist auf eine vorurteilsfreie, neugierige und offene Weise. Nicht wenige lassen durchblicken, dass religiöse Fragen für sie selbst durchaus interessant und wichtig seien. Nach jüngsten soziologischen Untersuchun-

gen findet sich das stärkste Interesse für religiöse Fragen in den jüngsten Alterskohorten, das heißt bei Menschen, die unter dreißig sind.

Ja, das Interesse an Religion im öffentlichen Raum hat im letzten Jahrzehnt zugenommen. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Zahl der regelmäßigen Gottesdienstbesucher gewachsen wäre. Sie hat sich im Gegenteil verringert und sinkt weiter, wenn auch nur langsam.

Dass sich die religiöse Landschaft seit längerer Zeit im Umbruch befindet und Religion öffentlich wieder relevanter geworden ist, hängt in hohem Maße mit der Einwanderung zusammen. Katholiken, Orthodoxe und verschiedene muslimische Gruppen haben die Religionslandschaft vielfältiger gemacht und gehören prozentual zu den am stärksten wachsenden Religionsgemeinschaften, die das konventionelle Verständnis von Religion infrage stellen. Religion ist also nicht verschwunden, wie man noch bis weit in die 1970er-Jahre voraussagte, sondern wieder sichtbar geworden. Die Konflikte um Beschneidung, religiöse Schulen in freier Trägerschaft, das Schächten, religiöse Kleidung usw. werden regelmäßig in der Öffentlichkeit verhandelt und stellen das schwedische Dogma von der Privatheit der Religion infrage. Schweden ist vor allem während der letzten fünfzig Jahre von einem relativ homogenen Land mit Einheitskultur zu einem pluralistischen Land geworden – auch in Religionsfragen.

Die aktuelle Lage der katholischen Kirche

Es gibt nur ein einziges Bistum in Schweden mit dem Bischofssitz in Stockholm. Schweden ist mit seinen 447.435 km² (Deutschland: 375.112 km²) eines der flächenmäßig größten Länder Europas, das aber eine relativ geringe Einwohnerzahl hat (10,3 Millionen). Das entspricht 22,8 Einwohnern pro km² (D: 230 Einwohner/km²). Die Diözese wird vom Karmeliten und Kardinal Anders Arborelius geleitet (seit 1998), dem ersten schwedischstämmigen Bischof seit dem 16. Jahrhundert. Die Zahl der offiziell registrierten Mitglieder liegt bei 124.000. Dazu kommt eine Dunkelziffer von bis zu noch einmal so vielen Personen, die sich nicht im Register finden, aber katholisch getauft sind. Die katholische Kirche konnte von der neuen Situation nach der Reform des Staatskirchenrechtes im Jahr 2000 profitieren. Damals wurde das Staatskirchenwesen abgeschafft und alle Religionsgemeinschaften prinzipiell gleichgestellt. Mit der Möglichkeit, Mitgliederbeiträge über das Steuersystem einzuziehen, hat sich z. B. die Finanzlage der Diözese deutlich verbessert. Doch auch dieses System hat seine Kosten.

Es gibt zwar nur eine Diözese, aber die pastorale Situation ist alles andere als übersichtlich. Die katholische Kirche in Schweden ist eine Einwandererkirche, in der über 80 Prozent der Katholiken einen Migrationshintergrund haben. Doch wie lange ist man Einwanderer? Wann wird man Schwede? In der zweiten, dritten oder vierten Generation? Nie? Oft sind in den Pfarreien siebzig und mehr Nationen mit vielen Sprachen

vertreten, unter anderem Arabisch, Tigrinja, Kroatisch, Polnisch, Tagalog, Spanisch, Igbu, Vietnamesisch. Gewisse größere Sprachgruppen bilden eigene Missionen außerhalb der Pfarreistrukturen. Darüber hinaus gibt es eine Vielzahl von orientalischen Riten, deren Bedeutung durch Geflüchtete aus Syrien, dem Irak und Eritrea in den letzten Jahren stark zugenommen hat.

Katholiken in Schweden sind also eine recht „bunte Truppe“. Die Kirche übt in gewissen Bevölkerungsgruppen einen großen Reiz aus, insbesondere bei Intellektuellen, Künstlern, bei religiös Suchenden und bei Personen mit vielen internationalen Kontakten. Sie finden in der katholischen Kirche die theologische und spirituelle Substanz, die sie in anderen Gemeinschaften (v. a. der ehemaligen Staatskirche) vermissen. Die katholische Kirche in Schweden besteht aus zwei Hauptgruppen: aus Personen, die hier im Land geboren und im Erwachsenenalter katholisch geworden sind, sowie aus Personen mit Migrationshintergrund. Die Zusammensetzung der 44 Pfarreien im Lande sieht sehr unterschiedlich aus. Es gibt Pfarreien, in denen die „Eingeborenen“ eine verschwindend kleine Minderheit sind und bei Tisch alles außer Schwedisch gesprochen wird. In anderen Pfarreien sind die schwedischstämmigen Katholiken stark vertreten und prägen das Gemeindeleben.

Vor fünfzig Jahren gab es in Schweden noch eine weit verbreitete Skepsis gegenüber allem Katholischen. Als die Zahl der Katholiken Anfang des 20. Jahr-

hundreds anstieg, sprach man nicht selten von der »katholischen Gefahr«, vor der man sich hüten sollte. Die Europäische Union wurde noch in den 1980er-Jahren von vielen als ein „katholisches“ Projekt betrachtet, das die lutherisch geprägte, schwedische Kultur untergraben würde. Heute sind solche Extreme selten. Dennoch berichten Konvertiten immer wieder vom Unverständnis seitens der eigenen Familie oder Freunde. Die historischen Urteile sitzen tief. Katholisch, das klingt irgendwie unschwedisch, im besten Fall exotisch.

Die Kirche wird aber auch als interessant und kompetent gesehen, vor allem auf dem Gebiet der Spiritualität, in ihrer intellektuellen Kultur (Wertschätzung von Theologie und Philosophie), Tradition und langen Geschichte. Sie weckt Interesse bei Menschen, die nach geistlicher Inspiration suchen.

Wie lebt es sich in der Minderheit?

Möchten Sie eine kurze Antwort, so könnte ich sagen: Gut! Wir schleppen wenig historischen Ballast mit uns herum, haben so gut wie keine Institutionen. Wir haben also wenig zu verlieren: keine Privilegien, kein Ansehen, keine Besitzstände, kein Geld. Das macht auch frei, wenngleich ich funktionierende Institutionen und deren sachgemäße Ausstattung schätze. Doch die Kirche in Schweden geht mit leichterem Gepäck durch die Zeit. Zudem ist sie in einer anderen Phase als manche Ortskirche auf dem Kontinent. Während in anderen Ortskirchen die Strukturen zu groß sind und man rückbauen muss, sind sie hier

zu klein. Das Bistum kauft oder baut Kirchenräume, um Strukturen für die wachsende Zahl der Katholiken zu schaffen.

Wir dürfen im Norden das Übernationale leben, das der katholischen Kirche wesensmäßig eingeschrieben ist, aber in manchen Ländern kaum sichtbar wird. Unser Gepäck ist leicht, was Institutionen und Geschichte betrifft, aber schwer, wenn es zu katholischen Traditionen kommt, die ein hilfreiches Erbe sein können, z. B. die Vielfalt der Riten und Glaubenserfahrungen.

Teilweise haben wir dieselben Herausforderungen zu meistern wie in vielen anderen Ländern, vor allem die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation. Das ist eine Schlüsselfrage. Wir wissen, dass es keine stützenden sozialen Strukturen gibt, in denen der Glaube „automatisch“ weitergegeben wird. Jede Generation muss neu gewonnen werden, auch die Kinder der Konvertiten, also derer, die eine bewusste Entscheidung für den Glauben und die Kirche getroffen haben. Nachfahren von Einwanderern sind ebenso wenig selbstverständlich katholisch wie ihre Eltern oder Großeltern. Das allgemein gleichgültige Klima gegenüber dem religiösen Glauben beeinflusst sie in dem Maße, in dem sie in der schwedischen Kultur ankommen.

Aber, und auch das zeigt unsere Erfahrung, im Leben eines Menschen kann sich auch nach dem 30. Lebensjahr religiös noch etwas verändern und in Bewegung kommen. Eine frühe Sozialisation im Glauben der Kirche ist zwar wün-

schenswert, aber keine zwingende Voraussetzung. Auch wenn sie nicht stattgefunden hat, können Menschen zu Gott und zur Kirche finden. Die Geschichten von vielen Erwachsenen, die diesen Weg gehen, sind ein beredtes Zeugnis dafür.

Die geschichtliche DNA der katholischen Kirche ist Segen und Fluch zugleich. Obwohl die Kirche in Schweden schon lange nicht mehr verfolgt wird, sitzt ihr die Geschichte von Verfolgung, Benachteiligung und gesellschaftlicher Ächtung immer im kollektiven Gedächtnis. Und da schließt man eher die Reihen, als sich zu öffnen. Es gibt teilweise eine Wagenburgmentalität. Auf der anderen Seite haben wir hier kaum Gewohnheitschristen. Wer zur Kirche geht, geht aus freiem Entschluss, hat sich oft dazu durchgerungen und will sich für seine Gemeinde einsetzen.

Vielleicht werden deshalb Glaubensfragen im engeren Sinn als wesentlich zentraler angesehen als strukturelle Fragen. Die sakramentale Grundstruktur der Kirche wird selten infrage gestellt. Fragen, die in anderen Ortskirchen kontrovers diskutiert werden, spielen hier kaum Rolle. Laien hier – Priester dort, dieses Gefühl gibt es kaum, sondern eine große Solidarität untereinander.

Wenn man – lassen Sie mich es ein wenig drastisch ausdrücken – ums Überleben kämpft, kann man sich manchen »Luxus« nicht leisten. Ja, wir sind vielleicht manches Mal zu unkritisch, sehen die Kirche in einem allzu positiven

Licht, verteidigen vielleicht sogar Positionen, die so auf Dauer nicht zu halten sind, aber wir leben und versuchen, eine lebensdienliche Gestalt von Kirche aufzubauen, die vor allem auf das Zentrum ausgerichtet ist: den dreifaltigen Gott.

Neue Formen des Kircheseins

Pionierorte in den Niederlanden

Die Kirche – sowohl alte als auch neue Formen – in den Niederlanden als auch weltweit – ist Teil einer größeren Geschichte. Es ist eine wunderbar inspirierende Geschichte über Gottes Liebe zur Welt. Gott sendet seinen Sohn und Geist, um diese Welt zu verändern und zu erneuern. Gott ist in Bewegung und hat eine eigene Mission, das Böse zu überwinden und seine neue Welt (das Reich Gottes) zu verwirklichen.

Wenn wir in der Kirche aktiv sind, ist diese größere Geschichte von entscheidender Bedeutung. Die Kirche muss die Welt nicht retten. Wir müssen nicht wegen der aktuellen Schrumpfung in Krämpfe geraten. Im Visionspapier „*Yours is the future*“ heißt es:

Der Geist spielt eine wichtige Rolle bei der Schöpfung und Neuschöpfung. Er verbreitet das Evangelium auf der ganzen Welt. Er entsperrt, erneuert, erfüllt. Ohne die schöpferische Kraft des Geistes Gottes gibt es kein Leben, keine Kirche. Der Geist ist die treibende Kraft hinter der missio Dei, dem Werk Gottes in dieser Welt. (...) Unserer Meinung nach kommt es auf „leere Hände“, Empfänglichkeit, Wachsamkeit und Konzentration auf Gott in unserer Zeit und in unserem Kontext an. Wir praktizieren uns in einer Spiritualität der Wachsamkeit. Die Kirche ist kein Geschäft, das wir retten müssen, die Kirche lebt von der Gemeinschaft mit Jesus Christus; wir

folgen ihm. (...) Wir strecken uns aus, um dort zu sein, wo Jesus ist. Schließlich ist er durch seinen Geist auch jetzt in dieser Welt gegenwärtig, wir folgen diesem Weg sorgfältig. Gleichzeitig leben wir in der Erwartung der großen Zukunft Gottes, eines neuen Himmels und einer neuen Erde, seines Reiches des Friedens und der Gerechtigkeit. Wir leben seine Zukunft. Wir bemühen uns mutig um die Kirche und die Welt mit dem Gebet „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, wie auf Erden“.

Neue Formen des Gemeindeseins

Der Heilige Geist überrascht uns immer wieder. So haben es die Bischöfe der anglikanischen Kirche erlebt, als sie alle möglichen neuen Formen des Kircheseins entstehen sahen (frische Ausdrucksformen, Fresh X). Bis dahin begannen Gemeindegründungen oft damit, einen Gottesdienst zu feiern und dann Menschen einzuladen. In stark säkularisierten Gemeinden erwies sich dieser Ansatz jedoch als weniger geeignet. Die neuen Formen des Gemeindeseins begannen *nicht* damit, die Menschen einzuladen, Gott zu lieben (das Lob Gottes in einem ansprechenderen Gottesdienst zu singen), sondern sie begannen, die Menschen zu lieben, indem sie ihnen zuhörten und ihnen auf kreative Weise dienten und eine Gemeinschaft aufbauten. Aus diesem „Zusammenle-

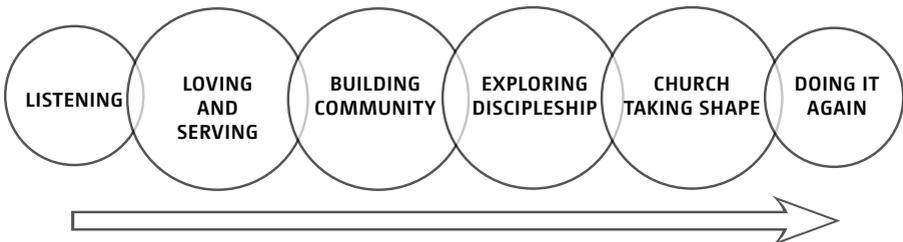
ben“ lernten die Christen, Jesus „mitten im Leben“ nachzuahmen und andere einzuladen, auch den Weg Jesu zu erkunden. Gemeinsam mit den Interessierten begannen sie dann neue Formen des Gemeindeseins zu gestalten. Diese neuen Formen des Kirchenseins erwuchsen aus dem Bewusstsein, dass die Kluft zwischen der traditionellen Kirche und der umgebenden Kultur und Gesellschaft groß ist. Anstatt die Menschen einzuladen, in die Kirche zu kommen, überquerten die Pioniere *selbst* die Kluft und begannen, sozusagen unter den Menschen zu leben, um dem Evangelium von dort aus Hände und Füße zu geben. Die Bischöfe sahen darin eine Erziehung des Geistes, wie die Kirche in einer säkularen, postmodernen und postchristlichen Gesellschaft an Gottes Mission in der Welt teilnehmen kann.

Wenige Jahre später als in England wurde diese Bewegung neuer Formen des Kirchenseins auch in den Niederlanden sichtbar. Die ersten Pionierstandorte starteten 2008. Im Jahr 2020 gab es bereits 147 Standorte. Wir haben in diesen Jahren viel gelernt. Die Bewegung wurde von der Synode dankbar als Geschenk der Erneuerung durch Gottes Geist aufgenommen.

In den Niederlanden erhielt die Bewegung den Namen „Pionierbewegung“ und die sogenannte „Pionierreise“ beschreibt sechs entscheidende Werte und Schritte zur Entwicklung eines Pionierortes (siehe Abbildung unten).

Die Pionierreise bietet eine praktische Anleitung, wie ein Team von Menschen einen Pionierort entwickeln kann. Aber die Pionierreise ist mehr als eine Anleitung. Sie spiegelt auch grundlegende Werte wider, die für die Kirche als Ganzes in dieser „nachchristlichen“ Zeit wichtig sind:

- *Kontextuell:* Zuhören und Einfühlen in die Kultur von Menschen außerhalb der Kirche.
- *Missionarisch:* An Gottes Mission teilnehmen und Menschen lieben und dienen (mit Worten, Taten und Lebensstil).
- *Mit Christus im Bund leben:* Die Nachfolge Jesu (Jüngerschaft) zu einer Priorität machen.
- *Bildung von Kirchengemeinschaften:* Gott mit anderen loben, die Sakramente feiern und ein Spiegelbild der neuen Welt Gottes unter der Führung einer weisen geistlichen Führung werden.



***Landschaft im Wandel:
Pioniere, neue Formen des Kirchenseins
und bestehende Kirchen***

In den Niederlanden ist der Name „Pionierort“ mit Initiativen verknüpft, die mit der nationalen Pionier-Lerngemeinschaft verbunden sind und in einer unabhängigen Art und Weise wachsen wollen, eine Kirche sein wollen. Aber es gibt auch andere, neue Formen des Kirchenseins in der Landschaft: Kliederkerk, klösterliche Initiativen, Gemeinschaften, überlokale Initiativen.

- Manchmal stehen diese neuen Formen des Gemeindeseins auf eigenen Füßen neben der bestehenden Gemeinde. Manchmal beteiligt sich das Team auch an der bestehenden Kirche und sie wollen (zum Beispiel) nicht, dass die Kliederkerk völlig unabhängig wird, aber wenn sich die Menschen für den christlichen Glauben interessieren, suchen sie die Verbindung mit der bestehenden Kirche.
- Manchmal wollen sich Pionierstätten aus verschiedenen Gründen nicht aktiv daran beteiligen, „das Glaubensleben zu entdecken“ und „Kirche zu gestalten“. Sie wollen lieben, dienen und Gemeinschaft aufbauen. Ein solcher Pionierort hat dann Gemeinsamkeiten mit missionarischen oder diakonischen Initiativen, bei denen eine Gruppe von Menschen aus der bestehenden Kirche an der Grenze zwischen Kirche und Gesellschaft präsent sein will, um etwas von Gottes neuer Welt sichtbar zu machen, z. B. an Präsenzorten oder bei der Dorfkirchenbewegung.

- Überlokale Initiativen fokussieren sich oft auf gesellschaftliche Segmente, die vernetzt sind. Manchmal sieht man Elemente neuer Formen des Kircheseins oder des Diakonats, aber diese durchbrechen oft auch bestehende Kategorien.



Martin de Jong,
evangelischer Pastor,
Pionierorte Niederlande

Egal, wie man die verschiedenen Initiativen einordnet, es gibt immer Ausnahmen von der Regel. Die folgenden Punkte versuchen, dies zu würdigen und gleichzeitig zu belegen, dass „neue Formen des Kirchenseins“ grundsätzlich eine eigenständige Form des Kirchenseins neben der bestehenden Kirche sein wollen.

***Herausforderungen und Richtung für
die kommende Periode***

1. Die Synode der Evangelischen Kirche in den Niederlanden hat 2022 zum Ausdruck gebracht, dass sie mit den neuen Formen des Kirchenseins zufrieden ist, dass aber in der kommenden Zeit Anstrengungen unternommen werden müssen, um die missionarische Seite der bestehenden Kirche zu stärken. Die Pionierbewegung ist nicht nur darauf ausgerichtet, mit neuen Formen des Kircheseins zu experimentieren,

sondern auch die bestehende Kirche zu inspirieren und zu stärken. Systemänderungen durchlaufen immer unterschiedliche Phasen: In den ersten Phasen gibt es eine Art Pionier-Minderheit, die neue Wege beschreitet. In späteren Phasen werden die innovativen Erkenntnisse expliziter Teil des bestehenden Systems, um es von innen heraus zu erneuern. Die Herausforderung für die kommende Periode besteht darin, innovative Erkenntnisse aus der Pionierbewegung für die bestehenden Gemeinden fruchtbar zu machen. Das bedeutet nicht, dass es eine Bremse für den Beginn neuer Formen des Gemeindeseins gibt. Im Gegenteil, das Visionspapier betont, dass sowohl bestehende Kirchen als auch *neue* Kirchenformen neue Wege suchen können:

Über neue Kirchenformen suchen wir den Kontakt zu Zielgruppen, die keinen Bezug mehr zur Kirche haben. Auch etablierte Gemeinden suchen nach neuen Wegen, um in ihrem Kontext mitten im Leben zu bleiben. Dabei können sie auf die Unterstützung der Landeskirche zählen. Bei all dieser Innovation und Differenzierung entwickelt sich die evangelische Kirche immer mehr zu einem kirchlichen Mosaik.

Ein „Kirchenmosaik“ muss theologisch weiter durchdacht werden. Aber ein solches Kirchenmosaik ist unerlässlich, weil es (wie Erzbischof

Just Welby sagte) ein Gleichgewicht zwischen Stabilität und einer Offenheit für den Geist Gottes bietet, der neue Dinge tut. Die bestehende Kirche ist oft besser mit der Weisheit der christlichen Tradition verbunden, aber es fällt ihr nicht immer leicht, sich zu verändern und zu erneuern. Neue Formen des kirchlichen Seins sind viel offener für Veränderungen und flexibel in der Reaktion auf einen sich wandelnden Kontext und eine sich verändernde Kultur, aber ohne ein Gegengewicht zur Tradition wird es leicht mit jedem Wind wehen.

2. Die Herausforderung für die kommende Zeit besteht auch darin, gemeinsam mit anderen Kirchen eine Bewegung zu fördern. Der Einfluss von Institutionen steht in unserer Gesellschaft unter Druck. Wenn wir die gesamte Landschaft des bestehenden und neuen Kirchenseins kontrollieren und „von oben“ führen wollen, werden wir getäuscht. Der Geist kann nicht auf diese Weise „geplant“ werden. Aber sollten wir alles „loslassen“? Bewegungen sind nicht straff organisiert, aber erfolgreiche Bewegungen haben immer eine klare „DNA“, sodass Menschen in sich schnell verändernden Zeiten einen Kurs aus dieser gemeinsamen DNA wählen können. Aus der Geschichte der Pionierbewegung ist es wichtig, als DNA zu berücksichtigen:

- die Fokussierung auf Gott und seine Sendung in dieser Welt

(*missio Dei*-Theologie, fokussiert auf Gottes neue Welt)

- die vier Grundwerte der "neuen Formen des Gemeindeseins": kontextuelles, missionarisches, mit Christus verbundenes Leben, Gestaltung von Kirchengemeinschaften.

Diese DNA kann eine Verbindung zwischen der Pionierbewegung, anderen neuen Formen des Gemeindeseins und den bestehenden Gemeinden herstellen. Es sind Werte, die den Kern der christlichen Tradition ausmachen und notwendig sind, um die Kirchen aus ihrer Isolation zu führen. Eine konkrete Aufgabe besteht darin, Online-Lernmodule rund um die Themen der Pionierreise und der „Reisebegleitthemen“ zu erstellen, mit der Kliederkerk und der Dorfkirchenbewegung zusammenzuarbeiten und stets im Hintergrund wachsam zu bleiben, wie dieses Material auch für bestehende Gemeinden genutzt werden kann.

3. Eine besondere Herausforderung wird es sein, die DNA einerseits so zu bewahren, dass die Verbindung zwischen den verschiedenen Initiativen klar bleibt, und andererseits offen zu bleiben, wie diese DNA kreativ angewendet werden kann. Auch die überlokalen Initiativen werden eine Herausforderung sein. Überlokale Initiativen funktionieren oft ganz anders als neue Formen des Gemeindeseins. Dennoch ist dort viel von der gleichen DNA vorhanden. Wir werden weiter in eine gemeinsame Sprache investieren

müssen. Wir werden auch die Gesellschaft genau im Auge behalten müssen. Mit welchen Gruppen von Menschen und Gemeinschaften hat die Kirche viel zu tun? Wo sind „weiße Flecken“? Wie kann etwas von Gottes Liebe und Güte in diesen Gemeinschaften gegenwärtig gemacht werden?

4. Erkenntnisse aus der Pionierbewegung und neue Formen des kirchlichen Seins sind auch für die bestehende Kirche wichtig. Eine wichtige Aufgabe ist es, die gegenseitige Befruchtung zu ermöglichen. In England wurde für bestehende Kirchen ein *Einführungskurs* „*Mission Shaped Introduction*“ entwickelt, um sie mit den Werten des „frischen Ausdrucks“ (Fresh X) zu inspirieren. Die bestehenden Kirchen sind dadurch sehr bereichert worden. Wir wollen sehen, ob eine niederländische Version davon möglich ist. Darüber hinaus werden auch missionarische Lerngemeinschaften für bestehende Kirchen benötigt. Innerhalb der Dienstorganisation ist bereits ein Schritt getan, um eine gegenseitige Befruchtung der Pionierbewegung, neue Formen des Gemeindeseins und der bestehenden Gemeinden zu erreichen. Wir werden von einer Kettenstruktur ausgehen, in der regelmäßige Gespräche stattfinden, sodass sich die Erkenntnisse aus verschiedenen Bewegungen gegenseitig bereichern und schärfen können.

5. Wir brauchen eine klare Forschungsagenda. In den ersten Jahren haben wir uns sehr auf die Erkenntnisse der anglikanischen Kirche in England gestützt. Wir haben aber auch spezifische Entwicklungen in den Niederlanden beobachtet. Die niederländischen Herausforderungen rund um die Themen der Pionierreise sind auch ganz anders als in England. Basierend auf einem Dialog zwischen Praxis und Forschung wollen wir zu einer echten niederländischen Kontextualisierung der entscheidenden missionarischen Werte und Praktiken gelangen.

In wenigen Jahren hat sich die ganze Kirche erneuert. Nicht, weil wir es müssen oder weil wir uns gegenseitig jagen. Sondern weil wir mit offenen Händen leben und wachsam sind für den Geist, der sowohl die Welt als auch die Kirche erneuert und sich auf eine hoffnungsvolle Zukunft konzentriert.

Predigt

anlässlich der Messfeier
zum Werkstattgespräch
„Kirche ohne Illusionen“



David Tencer,
seit 2015 Bischof
von Island

Liebe Brüder und Schwestern,

ich muss zugeben, dass ich kein Spezialist für eine „Kirche ohne Illusionen“ bin. Aber ich bin sehr gerne hierher nach Paderborn gekommen, denn dieses Thema ist nicht nur interessant, sondern in unserer Zeit auch notwendig.

Ich finde es sehr passend, dass ihr in der Messfeier zum Werkstattgespräch auf einen Seligen blickt: den seligen Niels Stensen. Wenn wir uns das heutige Evangelium wieder anschauen, so wäre er sicher der erste, welcher den Titel Rabbi, Meister, Vater und Lehrer hätte tragen dürfen, denn er war ein bekannter Naturforscher, Theologe und Gelehrter, und „Vater“ war er auch.

Für den seligen Niels Stensen trifft auch etwas zu, das am Ende des heutigen Evangeliums steht: „Der größte von Euch soll Euer Diener sein. Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt und wer sich selbst erniedrigt, wird er erhöht werden.“ (Matthäus 23,11-12) Das Evangelium zeigt uns, dass Demut eine

notwendige Eigenschaft ist für alle, die sich in der Kirche engagieren wollen. Jetzt nur unter uns: In der Welt regieren die Machtvollen, aber nur die Niedrigen überleben. Möchtet ihr eine Geschichte dazu hören?

Die stärksten Tiere versammelten sich, um die Dinge zu besprechen. „Nun“, sagte der Löwe, „ich möchte wirklich fliegen.“ „Das ist kein großes Problem“, sagte der Adler, „aber Schwimmen ist das, was ich wirklich will.“ „Oh, nein“, sagte der Hai, „das Beste wäre, in einer warmen Nacht am Ufer entlangzugehen.“ Und niemand weiß, woher es kam, aber plötzlich tauchte unter ihnen ein kleines Entlein auf, das schwächste aller Tiere, und sagte: „Es freut mich sehr zu hören, was ihr alles sagt!“ Das ist eine schöne Geschichte und sie ist sehr lehrreich.

Es gibt auch eine weitere Eigenschaft, die uns helfen kann. Diese können wir beim seligen Niels Stensen entdecken:

die Anpassung. Er war kein Deutscher, er wuchs hier nicht auf, aber wenn er nach Deutschland kam, hat er sich an die lokalen Mentalitäten und die Situationen angepasst. Das ist etwas, was wir Kapuziner – und ich bin hier ein wenig zuhause – wissen. Anpassung ist notwendig! Wenn jemand das nicht respektiert, wird er bald seine Strafe dafür bekommen.

Dazu möchte ich euch noch eine Geschichte erzählen: Es gab einmal einen Kapuzinervisitator aus Italien, der eine Visitation bei den Kapuzinern im Kloster in Brunn machte. Es war Winterzeit und die Temperaturen dementsprechend niedrig. Der Visitator hat es als Skandal empfunden, dass es im Kloster einen Kachelofen gab. Und so sagte er: „Dieses verdammte Biest muss aus unserem Kloster verschwinden! Das ist nicht für uns Kapuziner erlaubt ... unsere Tradition ... unser Vater Franziskus...“ Die Brüder des Klosters haben dann so reagiert: „Alles in Ordnung“, und setzten ihn in das kälteste Zimmer des Klosters ohne Heizung. Am nächsten Tag fanden sie ihn nicht in seinem Zimmer, sondern vor dem warmen Kachelofen. Und er sagte: „Ein gutes Biest, ein gutes Biest!“

Liebe Brüder und Schwestern, ich danke euch herzlich, dass ich diese Messe mit euch feiern darf. Und ich danke euch für die gute Zeit, die wir hier zusammen verbringen. Machen wir das Beste in Demut und Klugheit, damit wir neue Perspektiven für die Zukunft der Kirche in unserer Welt finden. Amen.

Interview

„Bei uns ist Weltkirche auf kleinem Raum“ Interview mit Bischof David Tencer

David Tencer fühlt sich wohl in seiner Funktion als Bischof von Reykjavik auf Island. Der Kapuzinerpater aus der Slowakei mit einer Vorliebe für Schokoriegel und Kaffee, wollte nicht in den Süden und hat sich darum in den hohen Norden aufgemacht. Von seiner Kirche forderte er bei der Konferenz „Kirche ohne Illusionen“ Mut und Demut zugleich.

Die Konferenz „Kirche ohne Illusionen“ findet im Liborianum statt. Einem ehemaligen Kapuzinerkloster. Was löst das in Ihnen aus?

David Tencer: Ich habe ja schon eine Nacht dort geschlafen. Und es war, als ob ich nach Hause kommen würde. Die Strukturen aller Kapuzinerklöster sind ähnlich. Bei allen ist beispielsweise der Brunnen und der Chor an der gleichen Stelle und alle sind in mehreren Quadraten angelegt.

Schmerzt es Sie, dass es in Paderborn kein kapuzinisches Mönchstum mehr gibt?

Tencer: Ja, sicher. Aber es ist mindestens so schön zu sehen, dass das Kloster so gut erhalten ist und heute als Gästehaus genutzt wird.

Sie sind slowakischer Priester. Wie sind Sie nach Island gekommen?

Tencer: Mit dem Flugzeug (lacht). Aber mal im Ernst: Ich bin 1986 zum Priester

geweiht worden, das war in der kommunistischen Zeit. Als 1990 der Eiserne Vorhang fiel, hatte ich ein Gespräch mit meinem Bischof, der mich zum Studium nach Rom schicken wollte. Aber ich wollte lieber Kapuzinermönch werden. Nach meinem Noviziat schickte mich der Orden dann zum Studium nach Rom und da habe ich Weltkirche kennengelernt. Wir waren 33 Nationen im Kapuzinerkollegium. Für mich war das eine wertvolle Hilfe, Kirche ein wenig größer zu begreifen, als ich das in der Slowakei konnte. Die Kirche in Deutschland hat ihre Besonderheiten, die in Polen auch – und doch ist es im Prinzip alles dasselbe.

Auf Island auch?

Tencer: Nach der Zeit in Rom wollte ich für meinen Orden ins Ausland. Ich wollte aber nicht unbedingt in heiße Länder. Da hat mein Provinzial gesagt, dass ich auch einen neuen Kontakt suchen könnte. Ich habe dann in die Monogolei, Nord-Norwegen, Grönland, Sibirien und eben

nach Island geschrieben. Die slowakische Provinz hat sich dann für Island entschieden und ich wurde als erster Kapuziner dorthin entsandt, um eine Niederlassung für die Kapuziner aufzubauen. Ein halbes Jahr später kamen noch zwei Brüder nach. Das war 2004.

Warum ausgerechnet Island?

Tencer: Weil der damalige Bischof Gijssen nach außen zwar wirkte wie ein alter Mann, aber in seinen Briefen schrieb wie ein junger Enthusiast, voller neuer Ideen. „Kommt zu uns“, hat er gesagt, „wir brauchen euch!“ Das hat mich beeindruckt.

Wofür brauchte der Bischof Sie?

Tencer: Für den Aufbau einer neuen Pfarrei für Italiener, die auf Island einen großen Damm bauten. Viele Arbeiter hatten ihre Familien mitgebracht und sie haben Seelsorger gesucht, die die italienische Sprache sprechen.

Wir beschäftigen uns bei der Tagung mit den Herausforderungen einer schrumpfenden Kirche. Ihre Kirche ist klein. Was können wir in Deutschland von isländischen Katholiken lernen?

Tencer: Vielleicht eine gewisse Form von Anpassungsfähigkeit. Wir sind auf Island kein wichtiger Player, der Staat braucht uns nicht so sehr, weil wir als katholische Kirche oftmals einen anderen Standpunkt einnehmen, zum Beispiel bei Schwangerschaftsabbrüchen oder bei Fragen zur Homosexualität.

Wir sind kein Partner auf Augenhöhe und müssen sehen, wie wir an vielen Stellen zurechtkommen. So braucht es Mut und Demut zugleich. Mut, um immer wieder Veränderungen in der Kirche zuzulassen und Demut, um uns nicht zu wichtig zu nehmen.

Das ist aber nicht immer einfach.

Tencer: Das stimmt. Als ich Bischof wurde, war ich der jüngste Priester in meinem Land. Da habe ich hochgerechnet und festgestellt, dass ich in zehn Jahren wohl der letzte sein werde, wenn alles so bleibt wie es ist. Aber es ist eben nicht so geblieben. Priester aus dem Ausland sind zu uns gekommen und wir haben auch erste eigene Berufungen. Aus meiner Sicht darf es bei allen Diskussionen nicht nur darum gehen, wie wir mit weniger Priestern arbeiten können, sondern auch, wie wir mehr junge Leute für ein Leben als Priester begeistern können.

Wie könnte das gehen?

Tencer: Zunächst müssen wir als Kirche nicht nur in Gebäuden, sondern auch als Menschen sichtbar sein und unseren Glauben nach außen tragen. Vorbild im Glauben zu sein ist für Priester ungeheuer wichtig. Dann geht es auch um direkte Ansprache: Ich habe zum Beispiel ein kleines Werbevideo gemacht, um junge Polen, die Priester werden möchten, für die Seelsorgetätigkeit auf Island zu begeistern. Wir hatten mehr als 30 Rückmeldungen, die natürlich nicht alle zur Aufgabe passten, aber in Kürze wird ein

Diakon aus Polen für unsere Diözese geweiht.

Was ist besonders herausfordernd daran, Priester auf Island zu sein?

Tencer: Man muss gut mit Einsamkeit umgehen können. Die Dunkelheit ist aus meiner Sicht kein so großes Problem, weil es in der anderen Jahreshälfte ja immer hell ist. Für mich ist herausfordernd, dass unter den 14 Priestern zahlreiche Ordensleute sind und der Provinzial immer sagen kann, ich brauche euch an einer anderen Stelle, in einem anderen Land. Wir brauchen Priester, die auf Island leben wollen. Es braucht sozusagen zwei Berufungen: Priester zu sein und Priester in Island zu sein.

Wie würden Sie denn die katholische Kirche von Island beschreiben?

Tencer: Als sehr bunt und noch im Aufbau begriffen. Wir sind eine internationale Kirche, wir haben Einflüsse aus 162 Nationen. Viele Katholiken sind zum Arbeiten nach Island gekommen, die Mehrheit in der ersten Generation. 70 Prozent der isländischen Katholiken sind nicht dort geboren. Wenn Sie von Ihrem Bischof sprechen, meinen sie nicht mich, sondern ihren Bischof zum Beispiel von den Philippinen, wenn sie nach Hause möchten, meinen sie nicht ihre Wohnung in Reykjavik, sondern Ihre Familie beispielsweise in Warschau. In der zweiten Generation wird sich das sicherlich ändern und die isländische katholische Kirche ihre eigene Identität entwickelt haben. Im Moment sind wir wirklich

Weltkirche auf ganz kleinem Raum. Darüber bin ich auch sehr glücklich. Bei den Messen wird in vielen Sprachen gesprochen.

Was ist aus Ihrer Sicht das wichtigste an der katholischen Kirche?

Tencer: Unser Evangelium lebt ewig, das ist unser größter Schatz. Das müssen wir uns immer wieder klar machen. Der weltumspannende katholische Glaube, das ist es, was uns ausmacht, darauf müssen wir uns besinnen.

Interview: Marius Thöne

„Wir sind in der Wirklichkeit angekommen.“

Eindrücke und Schlaglichter aus der Podiumsdiskussion

Wie kommt es eigentlich, dass heute so viele Menschen in Glaubensfragen indifferent sind? Warum schreitet die Säkularisierung immer schneller voran? Und kann Kirche etwas tun, um diese Prozesse aufzuhalten?

Fragen wie diese standen im Fokus einer Podiumsdiskussion zum Abschluss der Tagung „Kirche ohne Illusionen“ in Paderborn. Propst Gregor Giele aus Leipzig stellte während der Diskussion eine provokante These auf. Früher habe es in den Gemeinden „in riesiger Zahl getaufte Heiden“ gegeben. Meint: Auch früher hat es Indifferenz und Zweifel unter den Gläubigen gegeben. Weil aber niemand nach seinem Glauben gefragt worden sei, sei das kein großes Thema gewesen. „Erst seit wir die Menschen fragen, was sie wirklich glauben, kehren wir etwas nach außen, was wahrscheinlich schon immer so war“, vermutete Giele.

Prof. Loffeld gab zu bedenken, dass entsprechend aktueller Umfragen die kirchliche Arbeit in der deutschen Gesellschaft sehr geschätzt würde. Auch viele Werte des Christentums, für die die Kirchen stehen, werden trotz als relevant erachtet. Und das auch und gerade in Zeiten der dezidierten Kirchenkrise. Dennoch ist die Distanz zum Christentum größer geworden. Dieser Prozess werde sich in den kommenden Jahren noch beschleunigen. Dr. Anne Radema-

cher, Leiterin des Seelsorgeamtes Erfurt, betonte vor diesem Hintergrund, dass es durchaus möglich sei, dass „wir uns an der ein oder anderen Stelle auflösen“.

Nach Einschätzung von Monsignore Georg Austen, Generalsekretär des Bonifatiuswerkes, würden diese Tendenzen in der Katholischen Kirche in Deutschland durch eine „starke Hauptamtlichkeit“ noch überdeckt. Er rief dazu auf, die Veränderungen in der Kirche nicht zu erleiden, sondern neu zu gestalten. Das Bonifatiuswerk schaffe mit seinen vielen unterschiedlichen Angeboten seit fast 175 Jahren „Ermöglichungsräume und auch Entdeckungsräume der Begegnung mit Gott und den Menschen“.

Einige der mehr als 60 Teilnehmer merkten an, dass das Programm der Tagung stark auf Seelsorge und Kirche in städtischen Regionen zugeschnitten gewesen sei und sie sich mehr Impulse für kirchliches Leben auf dem Land gewünscht hätten. Antonius Sohler, der als Generalvikar der Prälatur Tromsø in Nordwegen zu den Teilnehmern gehörte, berichtete von ländlicher Seelsorge in Frankreich, wo es bereits heute üblich sei, dass sich ein Priester alleine um mehr als 20 Pfarreien kümmern müsse. „Der kommt in jedem Dorf nur einmal in vier Wochen vorbei“, sagte Sohler. Dort komme es bereits heute auf ein sehr starkes ehrenamtliches Engage-

ment an. Monsignore Austen warf die Frage auf, wie das Gesicht von Kirche auf dem Land aussehen könne. „Schreiben wir als Kirche das Land in Zukunft ab?“, fragte Austen provokant – um gleich die Antwort zu geben. Auch in traditionell katholisch geprägten Regionen könne die Kirche von der Diaspora lernen. In Bautzen beispielsweise sei ein Boni-Bus unterwegs. Mit ihm schaffe die Kontaktstelle Kirche ein Gesprächsangebot in den Dörfern. Ein Modell, dass sich auch in andere Regionen übertragen lasse.

Monsignore Dr. Michael Bredeck, Diözesanadministrator des Erzbistums Paderborn, zeigte sich dankbar für die Tagung, „weil wir hier ehrlich waren“. Im Mittelpunkt stehe die Frage, wie viele Menschen religiös ansprechbar seien. Seiner Einschätzung nach sei es möglich, diese vor allem in der Sakramentenpastoral zu erreichen. Die positive Erfahrung und Kooperation des Werkstattgesprächs solle weitergeführt werden. Für Monsignore Georg Austen hat das Werkstattgespräch wichtige Impulse gebracht: „Wir sind in der Wirklichkeit angekommen. Es ist notwendig, grenzüberschreitend und auch verbindend als Weltkirche zu denken. Wir können viel voneinander, aber auch miteinander lernen“, sagte Austen.

Ähnlich äußerte sich auch Dr. Dr. Florian Baab von der Universität Hamburg. Kirche könne auch dann funktionieren, wenn Gläubige in der Minderheit seien. Dass sich in der Diaspora eine große Kreativität auf tue, habe die Tagung gezeigt. Eine Kirche der Zukunft könne auf krea-

tive Weise die gesamte Gesellschaft bereichern. Baab wörtlich: „Die Kirchen wissen selbst noch nicht so genau, wohin ihr Weg sie in den nächsten Jahren führen wird, aber es gibt Einvernehmen darin, dass die Zeiten vorbei sind, in denen man sich auf der Selbstgewissheit ausruhen konnte, Kirche wäre etwas, das sich für die Menschen von selbst versteht. Das verbreitet bei vielen Unsicherheit, bei anderen weckt es die Kreativität.“ Baab regte an, die Türen offenzuhalten für Menschen, die „eher selten den Weg in eine Kirche finden“. Innerchristlich gebe es einen Prozess wachsender Entfremdung. Davor die Augen zu verschließen sei sicherlich keine tragfähige Option.

(aufbereitet von Marius Thöne)

Christentum in der Minderheit

Entwicklungen und Perspektiven

„Kirche ohne Illusionen: Christentum in der Minderheit.“ Dieses Motto unserer im November 2022 veranstalteten Werkstattgespräche klingt zunächst nach einer Diagnose, in der die Aussage steckt, dass bisherige Bemühungen vergeblich gewesen sind, dass Kirche lange, vielleicht zu lange, an Denkweisen und Strukturen festgehalten hat, die sich heute als nicht mehr tragfähig erweisen. Vielleicht entspricht das zu einem gewissen Teil der Wahrheit. Doch die in dieser Schrift versammelten Beiträge zeigen, dass Kirche auch in einem Minderheitenkontext funktionieren kann, oder mehr noch: dass sich in der Diaspora teils große Kreativität auftut, wenn es um die Frage geht, wie eine Kirche der Zukunft die Gesellschaft bereichern kann.

Die Texte zeigen, dass es inzwischen eine beachtliche Vielfalt an Formaten und Möglichkeiten gibt, Kirche auch in einer Minderheitensituation aktiv zu gestalten. Die Lazarusdienste in Stralsund (Martina Steinfurth) sind ein Beispiel dafür, wie sich eine Pfarrei in einem weitgehend säkularen Kontext auf den karitativen Aspekt von Kirche besinnt und Schwerkranken und Sterbenden beiseite steht, unabhängig von Religion oder Weltanschauung. Ebenfalls aus einem ostdeutschen Kontext lesen wir von evangelischer Seite (Andreas Fincke), dass sich bei allen Bemühungen um eine „Ökumene der dritten Art“ ein fortlaufender Erosionsprozess des Christen-

tums nicht leugnen lässt: Die Kirchen sind in Erfurt schon länger zusammengerückt, aber eine Öffentlichkeitswirksamkeit von Kirche in die Gesellschaft hinein findet kaum mehr statt. Aus Leipzig haben wir erfahren, wie die Stadtssynode die Katholikinnen und Katholiken in ein produktives Gespräch über die Synodalität von Kirche gebracht hat (Gregor Giele) – welche Früchte hier geerntet werden können, werden die nächsten Jahre zeigen. Aus der Dreikönigspfarrei in der Dortmunder Nordstadt (Ansgar Schocke) haben wir erfahren, wie sich Kirche in ein weitgehend multireligiöses und säkulares Umfeld einbringen kann, wenn man denn auf Vernetzung und Offenheit setzt und zugleich Abstand davon nimmt, dass es in erster Linie um Missionierung und Kirchentreue gehen sollte. Aus Magdeburg bekommen wir von Felix Eiffler berichtet, wie man Erfahrungen der Church of England auch in einen deutschsprachigen säkularen Kontext integrieren kann. Und schließlich erfahren wir durch Einblicke in die katholische Gemeindegarbeit in Skandinavien (Dominik Terstriep) und das Wirken der evangelischen Pioniersplekken in den Niederlanden (Martin de Jong), dass Kirche in der Situation einer absoluten Minderheit nicht darum verlegen ist, kreative Lösungen für neue Formen zu finden.

Man merkt: Es gibt da eine große Vielstimmigkeit, es gibt eine große Breite von Neuansätzen, es gibt nicht immer

Einigkeit, es gibt optimistischere und skeptischere Stimmen. Die Kirchen wissen selbst noch nicht so genau, wohin ihr Weg sie in den nächsten Jahren führen wird, aber es gibt Einvernehmen darin, dass die Zeiten vorbei sind, in denen man sich auf der Selbstgewissheit ausruhen konnte, Kirche wäre etwas, das sich für die Menschen von selbst versteht. Das verbreitet bei vielen Unsicherheit, bei anderen weckt es die Kreativität. Doch eine Grundfrage lässt sich abschließend noch einmal stellen: Was genau kommt eigentlich gerade an ein Ende? Welche Konzepte aus der bisherigen Theologie und Pastoral erweisen sich gerade als nicht mehr tragfähig?

Theologisch ist hierzu ein Blick auf die Deutungsmuster von Areligiosität während der letzten 150 Jahre aufschlussreich. Hier hat sich nämlich – das kann man ohne Übertreibung sagen – nicht nur einiges getan, hier haben sich wirkliche Paradigmenwechsel vollzogen. Ich konzentriere mich hierbei auf den katholischen Bereich und das kirchliche Lehramt, Parallelen lassen sich sicherlich auch auf protestantischer Seite finden.

Beginnen wir etwas weiter vorne, im 19. Jahrhundert. Das Erste Vatikanische Konzil hat sich deutlich zu der Frage positioniert, inwiefern man davon ausgehen kann, dass das Heil auch denen offensteht, die nicht der Kirche angehören. Man befand sich in der Zeit des Antimodernismus, in Deutschland nahm der Kulturkampf Fahrt auf, die Kirche war in einer politisch schwierigen Position und hatte sich außerdem zu positio-

nieren gegenüber ersten säkularen Tendenzen an den Universitäten. Die

Antwort auf die Frage war daher: Kirche und Heilsanspruch sind unweigerlich aneinander gebunden. Es war die Zeit des Exklusivismus, das heißt, der Sichtweise, dass Wahrheitsfähigkeit und Heil nur denen zugesprochen

werden können, die der Kirche tatsächlich angehören und ihre Lehre als Lebensgrundlage hinnehmen. Ohne Glaube, so liest man in der 1870 verabschiedeten Konzilskonstitution „Dei Filius“, sei es „unmöglich Gott zu gefallen [...] und keiner wird das ewige Leben erlangen, wenn er nicht ausgeharrt hat bis an das Ende“ (Mt 24,13), die Kirche selbst wird zur Instanz der Heilsmittlerschaft, deren Verantwortung es ist, „dass sie als Hüterin und Lehrerin des geoffenbarten Wortes von allen erkannt werden kann“. (DH 3012) Im Kontext des Antimodernismus ist diese Sichtweise durchaus logisch. Aus ihr zeigt sich aber bereits, dass sich die Kirche schon damals als eine von den gegenwärtigen Entwicklungen angefochtene und daher verletzte Institution verstand.

Ich springe in die 1960er Jahre. Diese Zeit gilt nicht nur aufgrund von Ereignissen, die wir heute mit Worten verbinden wie „68er-Generation“ und „sexuelle Revolution“ als ein Epochenbruch –



Florian Baab,
Vertretungsprofessor und
Leiter des Instituts für
Katholische Theologie an
der Universität Hamburg

sie war auch verbunden mit starken innerkirchlichen Reformbestrebungen. Und ein für die katholische Theologie eminent wichtiger Faktor war hier das Zweite Vatikanische Konzil. In den Konzilsdokumenten zeigt sich eine für die Zeit erstaunlich frühe Sensibilität für die Individualisierung und Pluralisierung, die sich erst in den Jahrzehnten danach voll entfalten sollte. Durch das Zweite Vatikanische Konzil wird die Frage nach dem Zusammenhang von Glaube und Heil daher merklich anders beantwortet. Man konnte in einer Zeit, in der die Pluralität der Konfessionen und der Weltanschauungen nicht mehr zu ignorieren war, schlichtweg nicht mehr daran festhalten, dass die von der Kirche verkündete Heilzusage exklusiv an den Akt des Glaubens gebunden ist. Die Antwort des Zweiten Vatikanums war daher eine neue Art des lehramtlichen Inklusivismus: Nun haben alle Menschen, da sie Geschöpfe des einen Gottes sind, Anteil an der christlichen Wahrheit. Bekannt ist in diesem Kontext der Anfang der im Dezember 1965 veröffentlichten Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“ (DH 4301) Eine andere wichtige Passage findet sich in der einige Wochen älteren Erklärung „Nostra aetate“ über die nichtchristlichen Religionen, wo es heißt, die Kirche verwerfe „nichts von dem, was in diesen Religionen wahr und heilig ist.“ (DH 4195) Dieses Konzept läuft auf die Sichtweise hinaus, dass alle

Menschen guten Willens, alle Menschen anderer Religionen und Weltanschauungen, Anteil haben am Heil. Dieser Gedanke, dass aufgrund der Gottesgeschöpflichkeit aller Menschen niemand vom göttlichen Heilswillen ausgeschlossen ist, ist inzwischen theologisches Allgemeingut geworden; auch heute sollte er sicherlich immer wieder neu betont und aktualisiert werden.

Allerdings ist eine solche Position nur aus einer internen Perspektive plausibel. Was heißt das? Die Konzilsdokumente sind eindeutig aus einer Sicht heraus formuliert, die aus dem Blickwinkel einer gesellschaftlichen Dominanz des etablierten christlichen Milieus die anderen nichtdominanten Milieus weiter in sich einschließen möchte. Dies ergab damals theologisch seinen guten Sinn und wurde deshalb als schlüssig erlebt. Wie aber hat man sich einen Inklusivismus vorzustellen, der aus der Perspektive der Gegenwart weiter für die implizite Hingeordnetheit aller Menschen auf die Kirche argumentieren möchte? Etwas böse zugespitzt: Dann hat am Ende der heilige Rest einer immer kleiner werdenden Kirche die bleibende Deutungshoheit über alle, die nicht mehr wissen, was sie mit der Existenz einer Instanz wie der Kirche überhaupt anfangen sollen.

Eine wichtige Erkenntnis unserer Zeit für Theologie und Pastoral ist aus meiner Sicht die, dass gewisse Prozesse irreversibel sind. Das heißt, sie sind momentan nicht umkehrbar. Hier zeichnet sich derzeit ein massives Um-

denken ab. Noch vor nicht allzu langer Zeit haben die Deutschen Bischöfe sich angesichts der steigenden Zahl von kirchenfernen Menschen auf das Leitwort einer „missionarischen Pastoral“ geeinigt. Im Jahr 2000, ein Jahrzehnt nach der deutschen Wiedervereinigung, wurde das Schreiben „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“ veröffentlicht, in Erfurt wurde eine entsprechende Arbeitsstelle gegründet, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Bistümern und den Kirchengemeinden wurden entsprechend geschult. Die Leitidee dahinter war die, dass Zeiten einer schwindenden Bindekraft der Kirchen auch Zeiten sind, in denen es die Chance zu Neuaufbrüchen gibt und eine weltoffene, auf die Bedürfnisse der Menschen hin ausgerichtete Seelsorge auch die Chance hat, dass – wie es dort heißt – die Saat der Evangelisierung aufgeht. Wir stehen heute, 23 Jahre später, an einem Punkt, an dem es legitim ist, Bilanz zu ziehen. Ist die Saat aufgegangen?

Wenn man daran festhält, dass das Ideal eine Volkskirche mit bleibender und starker Präsenz in regionalen Gemeinden ist, ist das sicherlich nicht der Fall. Wenn man auf die Statistiken und Prognosen schaut, ist das sicher ebenfalls nicht so. Aber wenn man sich bewusst macht, dass Kirche in der Zukunft eben nicht mehr in der Realisierung des Ideals bestehen wird, möglichst große und umfassende gesellschaftliche Dominanz zu zeigen, sondern sich offen zu zeigen auch für die, die suchen, fragen oder sich einfach in einer Situation der akuten Not befinden – dann ist, denke

ich, ein wichtiger Schritt genommen. Genau solche Initiativen wurden uns auf diesen Seiten vorgestellt. Der Weg in die Zukunft ist offen und unsicher, aber aus meiner Sicht sind es genau diese Ansätze, die Kirche neu denken und konzipieren wollen, an denen sich jetzt schon zeigt, wie Kirche in 20 oder 30 Jahren aussehen könnte.

Schon vor über 20 Jahren hat der Erfurter Theologe Eberhard Tiefensee das inzwischen viel zitierte Wort von der „Ökumene der dritten Art“ geprägt. Tiefensee stellt fest, dass in der Theologie sehr lange Zeit die Theorie des „homo naturaliter religiosus“ dominierend war, also die Annahme, dass jeder Mensch natürlicherweise religiös ist. Religion ist dann eine gesamt menschliche Weise, mit dem Grundfaktum der Kontingenz, also mit den Unsicherheiten des eigenen Lebens umzugehen – und die eigene Religion wird zur plausibelsten Antwort, die darauf gegeben werden kann. Wo aber hat bei dieser Argumentation, so fragt er, der „homo areligiosus“ – der unreligiöse Mensch – seinen Platz? Diese Frage Tiefensees ist aus meiner Sicht angesichts der Entwicklungen der letzten Jahre noch einmal drängender geworden. Und, ja: Es ist offensichtlich möglich, selbst in Extremsituationen und angesichts fundamentaler Fraglichkeiten mit einer areligiösen Option zu leben. Es handelt sich häufig bei Areligiosität nicht einmal um Atheismus im klassischen Sinn, sondern um eine Haltung, die nicht mehr versteht, was das eigentlich soll: Religion. Ein Grundproblem ist, dass wir in Bezug auf Menschen

ohne Religion nur über negative Bezeichnungen verfügen: „A-Religiöse“ oder „Konfessionslose“. Das darf aber nicht zu simplen Abwertungen führen.

Es ist schwierig für einen religiösen Menschen, die Lebensoption eines Areligiösen nachzuvollziehen, aber genauso schwierig ist es – hierauf weist Tiefensee in aller Deutlichkeit hin – für viele gegenwärtige Säkulare, die Lebensoption eines religiösen Menschen nachzuvollziehen. Ich bin nicht religiös, so heißt es dann, ich bin normal.

Tiefensee selbst optiert im Angesicht seiner Diagnose daher für eine neue Strategie innerhalb der Theologie, die gewissermaßen der Ökumene abgesehen ist. Kennzeichnend für die ökumenische Bewegung ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts sei es, dass man bewusst den Kontakt zur anderen Seite und das intensive Miteinander auf allen möglichen Ebenen gesucht habe, um sich gegenseitig weiterzubringen und das jeweils eigene Profil zu schärfen. Beide Partner steuerten dabei einen Punkt vor ihnen an, den sie selbst noch nicht klar benennen konnten. Trotz aller nicht ausbleibenden Schwierigkeiten ist Ökumene offenbar ohne vertretbare Alternative. Tiefensees Vorschlag lautet daher: Warum sollte eine „Ökumene der dritten Art“ nicht auch zwischen Menschen praktikierbar sein, die einesteils Christen, andernteils areligiös sind?

Um ein paar letzte würdige und auch kritische Worte zu dieser Forderung meines Doktorvaters beizusteuern: Tiefensee operiert mit einer sehr strik-

ten Zweiteilung in Religiosität und Areligiosität. Nun haben wir gesehen, dass es zur Entwicklung der religiösen Landschaft während der letzten Generationen gehört, dass sich auch im Feld der religiösen Menschen die Gegebenheiten etwas verschoben haben. Viele, die heute noch formal kirchenzugehörig sind, leben in gewisser Weise in einer Grauzone zwischen Akzeptanz und Ablehnung von Religion; es gibt also auch innerhalb des christlichen Glaubens ein breites Spektrum zwischen starker Identifikation und Ablehnung der Glaubensinhalte. Man müsste daher nicht nur, wie Tiefensee es zu Recht fordert, mit areligiösen Menschen stärker ins Gespräch kommen, sondern auch mit denen, die haldern, zweifeln und sich weder als religiös noch als areligiös bezeichnen würden. Dass Tiefensee das nicht besonders vertieft, hat aus meiner Sicht sehr stark mit seiner dezidiert ostdeutschen Perspektive zu tun – in einer Region, in der die Kirchenzugehörigkeit in viel stärkerem Maß eine bewusste Entscheidung darstellt, als dies im Münsterland oder in Oberbayern der Fall ist, wird die Frage der religiösen Orientierung in starkem Maß zu einer Frage des entweder – oder. Die empirischen Belege zeigen uns, dass man es in vielen Gegenden Westdeutschlands hier eher mit einem sowohl – als auch zu tun hat: Die Kirchen werden als Wertevermittler und als traditionelle Institutionen durchaus noch geschätzt, aber die Distanz zu ihnen wächst; für die großen lebenswendenden Ereignisse wird durchaus kirchliche Bindung gesucht, im Alltag aber eher nicht. Die Theologie hat insofern nicht nur die Fra-

ge zu stellen, ob sie nicht stärker in einen Dialog mit Außenstehenden eintreten sollte, sondern auch zu bedenken, dass es auch innerchristlich eine immer stärkere Pluralität und einen Prozess wachsender Entfremdung gibt, mit dem man – auf welche Art und Weise auch immer – umzugehen hat. Die Augen davor zu verschließen, ist sicherlich keine tragfähige Option. Die Türen offenzuhalten auch für die, die eher selten den Weg in eine Kirche finden, vermutlich schon eher.

Literatur:

Jörg Stolz, Judith Könemann u. A. (Hg.), Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft. Vier Gestalten des (Un-)Glaubens, Zürich 2014.

Karl Gabriel, Christoph Horn, Säkularität und Moderne (Alber Grenzfragen 42), Freiburg i. Br. 2016.

Peter Sloterdijk, Nach Gott, Berlin 2017.

Julia Knop (Hg.), Die Gottesfrage zwischen Umbruch und Abbruch. Theologie und Pastoral unter säkularen Bedingungen (Quaestiones Disputatae 297), Freiburg i. Br. 2019.

Dietmar Pieper, Wer glaubt denn sowas? Warum selbst Christen keinen Gott mehr brauchen, in: Der Spiegel 17/2019, <https://www.spiegel.de/spiegel/print/index-2019-17.html> [31.03.2023]

Detlef Pollack / Gergely Rosta, Religion in der Moderne. Ein internationaler Vergleich, Frankfurt a. M. 2022.

Impressum

Herausgeber:	Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken e. V., Kamp 22, 33098 Paderborn, Tel.: 0 52 51 / 29 96-0; Telefax: 0 52 51 / 29 96-88; E-Mail: info@bonifatiuswerk.de ; Internet: www.bonifatiuswerk.de ,
Bankverbindung:	Bank für Kirche und Caritas eG Paderborn, IBAN: DE46 4726 0307 0010 0001 00
Verantwortlich:	Monsignore Georg Austen (Generalsekretär),
Leitung Kommunikation:	Matthias Band
Redaktion:	Julian Heese
Bildnachweise:	S. 1 (v.l.n.r.): Stefan Kunze, Nina Luong, Akira Hojo, Soff Garavano Puw (alle: on Unsplash); S. 5 (Msgr. Dr. Micha el Bredeck): Besim Mazhiqi / Erzbistum Paderborn; S. 5 (Msgr. Georg Austen): Winfried Hiegemann; S. 7, 25, 47: privat, S. 13: Carla J. Witt; S. 17: Susanne Beimann; S. 21: Markus Nowak; S. 27, 39: Patrick Kleibold; S. 31: Greger Hatt; S. 41: Marius Thöne

*Der Druck dieser Dokumentation wurde von der Franz von Sales-Stiftung unterstützt.
Herzlichen Dank!*

Notizen

Notizen

